

**Taki: Ode an die untergehende Schweiz**

Nummer 37 – 11. September 2014 – 82. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Herzlich willkommen im Schweizer Sozialstaat**

Wie die Armutsmigration aus dem Süden die Steuerzahler belastet.

*Von Alex Baur und Markus Schär*

## **Die Uriella-Story**

Das erstaunliche Leben einer Schweizer Heiligen. Erster Teil. *Von Rico Bandle*

## **Sanktionen gegen Putin?**

Warum die Strafmassnahmen falsch und gefährlich sind.

*Von Gregor Gysi*



Unser Streben nach Perfektion.

PanoReserve



*Glashütte*  
ORIGINAL

[www.glashuette-original.com](http://www.glashuette-original.com)

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

---

**PanoReserve.** Modern und minimalistisch mit klarem deutschem Design. Asymmetrisch auf dem Zifferblatt angeordnet, schmücken das Panoramadatum und die Anzeige der Gangreserve das Edelstahlmodell und unterstreichen die kühle Eleganz dieses einzigartigen Zeitmessers. Erfahren Sie mehr unter [www.glashuette-original.com](http://www.glashuette-original.com). Unsere iPhone-Applikation können Sie vom App Store herunterladen.

---

**KURZ**  
SCHMUCK UND UHREN

Zürich Bahnhofstrasse 80 | Basel Freie Strasse 39 | Luzern Weggisgasse 25  
[www.kurzschmuckuhren.ch](http://www.kurzschmuckuhren.ch)



**Einwanderung begrenzen:** Ökonom Collier.

Paul Collier ist einer der scharfsinnigsten Provokateure unserer Zeit. Seine geistige Heimat ist Afrika. Die Beschäftigung mit den Ärmsten dieser Welt hat den Oxford-Ökonomen zum heissesten Thema Europas geführt: Migration. Die Einwanderungspolitik der EU bezeichnet er als «verrückt». Es sei verlogen und falsch, wenn man «Menschen viel mehr Rechte gewährt, sobald sie ihren Fuss auf Lampedusa setzen, als jenen, die in ihrem Herkunftsland legal um Einreise ersuchen». In seinem neuesten Werk «Exodus», das Ende Monat auf Deutsch erscheint, schlägt Collier als Auswahlprozedere für Migrationswillige eine Kombination von Lotterie und Punktesystem vor. Und wer illegal einreise, müsse konsequent zurückgeführt werden. Im Gespräch mit Urs Gehrigler zollte er zudem dem Schweizer Stimmvolk Respekt: «Der Entscheid, die Einwanderung selbst zu begrenzen, ist absolut vernünftig.» **Seite 62**

Im Alter von 46 Jahren soll Erika Bertschinger erstmals in Volltrance eine Offenbarung von Jesus Christus persönlich erhalten haben. Uriella, wie sie sich seither nannte, wurde zur schillernden Sektenführerin, die mit skurrilen TV-Auftritten und Inszenierungen internationale Bekanntheit erlangte. Zu den besten Zeiten setzte ihr Glaubensimperium Millionen um. Aber wer war Uriella früher? Sie selbst wich Fragen über ihr Vorleben immer aus. Gott habe ihre Erinnerung ausgelöscht. Redaktor Rico Bandle hat nachgeforscht und Erstaunliches herausgefunden: Erika Gessler, so ihr Geburtsname, war eine Frau von Welt, arbeitete im Filmgeschäft und bei der Uno, lebte in London, New York und Tokio. **Seite 28**

Gut sieben Jahre sind ins Land gegangen, seit *Weltwoche*-Autor Alex Baur mit einer Serie von Recherchen über Missstände im Zürcher Sozialdepartement für Debatten über Sinn, Ausmass und Nutzniesser der Sozialhilfe sorgte. Sozialvorsteherin Monika Stocker (Grüne) musste im Zuge der Skandale den Hut nehmen, in vielen Gemeinden wurde bei der Vergabe der Sozialhilfe in der Folge etwas kriti-

scher hingeschaut. Doch die Wirkung der Skandale scheint inzwischen verpufft, die Fürsorgekosten explodieren wieder. Höchste Zeit also für Baur, sich wieder in das Thema zu vertiefen. **Seite 22**

Die *Weltwoche* geht in die Formel 1 – zumindest für diese Ausgabe. Eine Schweizer Firma erfüllt Erwachsenen den Bubentraum und bietet in Südfrankreich Rennkurse in der Königsklasse des Motorsports an. Vize-Chefredaktor Philipp Gut wagte einen Selbstversuch und stieg ins Cockpit eines 650-PS-Wagens, der in 4,8 Sekunden von null auf 200 km/h beschleunigt. **Seite 44**



**Platin-Award:** von Rohr, Köppel.

Kürzlich fand das grosse *Weltwoche*-Sommerfest statt, die Dankes-Party über allen Milieus und politischen Himmelsrichtungen. Ein Highlight: Krokus-Gründer Chris von Rohr überreichte der Redaktion eine *Platin*-Auszeichnung, die er selber hatte anfertigen lassen. Was für eine Freude und Ehre. Wir danken dem Schweizer Grossmeister des Hardrock von Herzen! **Seite 78**

*Ihre Weltwoche*



[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)

**E-Mail:** [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)

Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**E-Mail-Adressen:** [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigler, Wolfgang Koydl,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Tom Kummer, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgele, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*),

Simon Keller, Maya Wipf (Assistentin)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



RANGE ROVER EVOQUE

# JETZT «COOL DEAL» MIT EXTRAS INKLUSIVE.

Beim «Cool Deal» für den Range Rover Evoque ist einfach mehr drin: Panoramaglasdach und Winterpaket mit beheizbarer Frontscheibe, beheizbaren Scheibenwaschdüsen, beheizbaren Sitzen für Fahrer und Beifahrer sowie beheizbarem Lenkrad. Profitieren Sie jetzt bei Ihrem Land Rover-Fachmann vom «Cool Deal» mit dem gewissen Extra und 3.9% Leasing.

landrover.ch

**COOL  
DEAL**

Extras im Wert von bis zu CHF 2'480.-

- Panoramaglasdach
- Winterpaket

Plus 3.9% Leasing ab CHF 474.-/Mt.



ABOVE AND BEYOND



Range Rover Evoque 2.2 eD4 Dynamic, 5-Türer, man., 4WD, 150 PS/110 kW, Gesamtverbrauch 5.0 l/100 km (Benzinäquivalent 5.6 l/100 km), Ø CO<sub>2</sub>-Emissionen 133 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. Netto-Verkaufspreis CHF 54'700.- inkl. «Cool Deal» Paket (Panoramaglasdach, Frontscheibe und Scheibenwaschdüsen beheizbar, beheizbare Sitze für Fahrer und Beifahrer, beheizbares Lenkrad) im Wert von CHF 2'480.-. «Cool Deal» Paket: gültig für die Evoque Modelle 2014/15 (Pure, Prestige, Dynamic und Dynamic Plus). Immatriculationen in der Schweiz vom 11.8.14 bis 22.12.14 oder solange verfügbar. Leasingbeispiel: Range Rover Evoque 2.2 eD4 Pure, 5-Türer (inkl. «Cool Deal» Paket), gleiche Motorisierung. Ø CO<sub>2</sub>-Emissionen aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 148 g/km. Listenpreis CHF 44'900.-, Leasingrate CHF 473.15/Mt., Leasingzins 3.9%, eff. Leasingzins 3.97%, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung 18% (nicht obligatorisch), Kautions 5% vom Finanzierungsbetrag (mind. CHF 1'000.-), Vollkasko oblig. Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Leasingpartner ist die MultiLease AG. Weitere Informationen zum «Cool Deal» bei Ihrem Land Rover-Fachmann.

# Im Herbst

Die Schweiz ist ein Vorbild für Europa, weil sie nicht in der EU ist. Von Roger Köppel

Warum geht es der Schweiz besser? Weil sie nicht Mitglied der Europäischen Union ist. Die Schweiz hat weniger Staatsschulden pro Kopf, mehr Wohlstand, mehr Nobelpreisträger, mehr Grosskonzerne und mehr kleine und mittlere Unternehmen pro Quadratmeter Geländefläche. Klar, auch die Schweiz musste leiden in der Finanz- und Wirtschaftskrise, aber der Tatbestand ihrer überlegenen Attraktivität bleibt unbestritten, wenn man die Zuwanderung der letzten Jahre zum Gradmesser nimmt.

Die Schweiz ist ein Vorbild für die EU. Gerade weil sie nicht in der EU ist. Die Schweiz ist eine autonome Republik des freien Denkens und Handelns in Europa. Hier können Dinge gedacht, gesagt und entschieden werden, die in der gelenkten europäischen Politik- und Medienöffentlichkeit nicht vorstellbar wären. Das Problem der Schweiz sind die Schweizer, welche die Schweiz neu erfinden wollen. Auf der anderen Seite: Der Schweiz geht es wahrscheinlich auch deshalb besser, weil sie sich ständig in Frage stellt.

Die Schweiz ist die Staatsform des institutionalisierten Misstrauens der Bürger gegen den Staat. Und weil die Bürger in der Schweiz den Staat ausmachen, ist unsere Demokratie letztlich die Staatsform des institutionalisierten Misstrauens der Schweizer gegen sich selbst. Die Schweizer haben den Staat so eingerichtet, dass die Regierung, unter deren Schwäche sie periodisch leiden, möglichst schwach ist. Das ist nicht Schizophrenie, sondern Klugheit: Die Schweizer wollen einen Staat ohne Regierung, weil Freiheit für sie auf das Recht hinausläuft, vom Staat in Ruhe gelassen zu werden.

Mein Gegner ist meine eigene Frage in Gestalt. Anhand meiner Feinde erkenne ich mich selbst. Die Schweiz braucht die EU, um zu merken, was sie bleiben soll und niemals werden darf. Die EU wiederum leidet an der Schweiz, weil die Schweiz der EU zeigt, was an der EU in die falsche Richtung läuft. Durch ihre schiere Existenz nährt die Schweiz jenes in Europa so weit verbreitete Unbehagen, dass mit der EU etwas nicht stimmen könnte. Die Verunsicherung über sich selbst produziert in Europa immer wieder aufschäumend Neid, Bewunderung und Hass auf die Schweiz. Die Kritik der EU an der Schweiz ist der Versuch, das europäische Unbehagen an der EU auf die sehnsüchtig angefeindete, heimlich geliebte Schweiz abzulenken. Eine hoffnungslose Strategie.

Die Schweiz bleibt interessant für Europa, solange sie ausserhalb der EU die europäi-



«Gellendes Schweigen auch im Bundesrat.»

schen Grundwerte verkörpert, von denen sich die EU zusehends entfernt: Vielfalt statt Einfall, Freiheit statt Staat, Mensch statt Bürokrat, Vernunft statt Political Correctness.

Staaten gehen zugrunde, wenn sie sich von der Realität entfernen. Die Schweiz überlebt, weil die direkte Demokratie in der Politik eine Nabelschnur in die Wirklichkeit bedeutet. Die lebenserhaltenden Impulse kommen in der Schweiz meistens von unten, nie von oben. Was für den Bürger ein Segen, aber für die Politik eine Kränkung ist. So bleibt die direkte Demokratie für die Schweiz das bis jetzt beste bekannte Navigationssystem in der Geschichte der Politik. Ihre Gefahren sind weit geringer



«Alle Welt steht kopf. Da kann ich nicht mehr mit!» –  
«Musst du doch auch nicht, Grosspapa!  
Es gibt ja eine ganze Menge  
leichtere Übungen, um sich fit zu halten!»

als die Gefahren, die durch ihre Beseitigung entstehen würden.

Eine Schweiz ausserhalb der EU ist die politische Avantgarde Europas. Das zeigt auch die deutliche Annahme der Masseneinwanderungsinitiative durch Volk und Stände Anfang Februar. Kein dichtbesiedeltes Land der Welt akzeptiert ein migrationsgetriebenes Bevölkerungswachstum von einem Prozent jährlich. Das ist keine Frage der Abschottung, sondern ein Gebot des gesunden Menschenverstands. Trotzdem reagierte Brüssel betupft und drohte. Die europäischen Hauptstädte schmolten. Hiesige Medien und Politiker, Parteien und Verbände schrien auf. Nur sieben Monate später denkt die deutsche Regierung ihrerseits über eine «Einreisesperre» für EU-Bürger nach, die weit über den von der Schweiz gefassten Beschluss gegen die Personenfreizügigkeit hinausginge. Die Schweiz nimmt vorweg, was in Europa erfolglos verdrängt wird.

Verrückt: Keine der grösseren Zürcher Tageszeitungen griff die Meldung auf. Das Fernsehen blendet weg. Die Intellektuellen bleiben stumm. Gellendes Schweigen auch im Bundesrat. Die offizielle Schweiz will sich nicht von ihrer selbstgemachten Illusion befreien, die Schweiz stehe als isolierter Sonderling einsam in Europa. Das Gegenteil ist richtig. Die Schweiz wird geschätzt als eines der erfolgreichsten und weltoffensten Länder nicht nur Europas, sondern der Welt. Niemand will die Schweiz «abschotten». Die Kritiker des «Isolationismus» bilden sich die Krankheit ein, als deren Ärzte sie sich wichtigmachen.

Ja, der Schweiz geht es besser. Aber man sollte sich darauf nichts einbilden. Die Probleme sind enorm. Die segensreiche Nachkriegszeit geht zu Ende. Die Banken schrumpfen, der Staat wächst, die Kassen leeren sich. Wie lange noch leisten sich die Schweizer den Luxus, ihre eigene Finanzindustrie schlechtzureden? Seit Jahren schwächt die Nationalbank den Franken, um der Exportwirtschaft das Leben zu erleichtern. Ein Ausstiegsszenario ist nicht in Sicht, dabei wissen alle: Es kann keinen nachhaltigen Erfolg geben, wo die Marktkräfte politisch betäubt werden.

Ein weiteres Fiasko bleibt die Flüchtlingspolitik. Mal ganz offen gefragt: Was haben all die Eritreer in der Schweiz zu suchen, die im Nahen Osten, in Nordafrika oder in Südeuropa kulturell weit besser aufgehoben wären? Es ist politischer Grössenwahn, wenn man die Grenzen öffnet für Leute, die über Tausende von Kilometern aus ganz anderen Welten kommen und weder die Ausbildung noch die Mentalität mitbringen, sich ausserhalb der Sozialsysteme ihren Lebensunterhalt zu sichern.

Die Schweiz im Herbst 2014: ein Land am Zenit, das an den Spätfolgen seines langsam zerrinnenden Reichtums krankt.



Querkopf: Verleger Theophil Maag. Seite 74



Sprachrohr Gottes: Uriella. Seite 28



Exodus biblischen Ausmasses: Seite 60



Mystische Erfahrung: Philipp Gut. Seite 44

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

11 Kommentar Schritt in die Zweiklassenmedizin

11 Im Auge Anthony Lake, Unicef-Direktor

12 Service public Billag ohne Argumente

12 Geschlechter Horror-Menschenbild

13 Personenkontrolle Leuthard, Kappeler, Baur etc.

13 Nachruf Joan Rivers, Entertainerin

### 14 Ode an die untergehende Schweiz

Taki Theodoracopulos über das Schicksal der Bergnation

16 Die Deutschen SI statt IS

16 Wirtschaft Gefährlicher Kompromiss

17 Ausland Asymmetrische Kriegführung

18 Mörgeli Sozialgeschichte mit Sippenhaft

18 Bodenmann 700 Franken pro Pille

19 Medien «Tötet nicht den Boten»

19 Gesellschaft Tonga im Anzug

20 Darf man das? / Leserbrief

## Hintergrund

### 22 Willkommen im Schweizer Sozialstaat

Renitente Zuwanderer bringen Gemeinden an den Anschlag

### 26 Zahlen!

Immer mehr Leute beziehen immer mehr Sozialhilfe

### 28 Die Uriella-Story

Die Geschichte der schillerndsten Schweizerin (Teil 1)

### 32 Ab ins Kloster

Das Kloster St. Katharina in Wil SG düpiert den Rechtsstaat

### 34 Werbefahrt für Nehmerkantone

Schwyz als Vorbild für den kantonalen Finanzausgleich

### 36 Erziehung Mittagessen in der Tagesschule

### 38 Staubsauger Brüsseler Etikettenbürokratie für Bern

### 40 Asylpolitik Neue Fakten über die Grüne Susanne Hochuli

### 42 Solothurn FDP-Stapi Kurt Fluri – ein Übermensch?

### 44 Reportage Mein Tag in der Formel 1

### 46 Überzeugungskraft im Haifischtank

In der Ukraine geht es um Geld, Gas und Politik

### 48 Sanktionen gegen Putin?

Gregor Gysi über die Fehler des Westens in der Ukraine

### 50 «Möglichst viel Macht zurückholen»

Gespräch mit dem CSU-Vordenker Wilfried Scharnagl

### 53 Schottland Vor der Perestroika

### 56 Dschingis Khans und Hitlers Erbe

Man sollte Abu Bakr al-Baghdadi nicht unterschätzen

### 59 Religion Die Heuchelei der Liberalen

### 60 Italien tötet mit Freundlichkeit

Die Operation «Mare Nostrum» hat die Krise verschärft

### 66 Der Geist von 1848

Josef Lang über die Gründung des modernen Bundesstaats



Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



**PATEK PHILIPPE**  
GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.



  
**GUBELIN**

[gubelin-watches.ch](http://gubelin-watches.ch)



Diamond Ribbon Ref. 4968R



«Die Schweiz erweist sich als sicherer Hafen mitten im Chaos»: Wissenschaftler Collier. Seite 62

## Interview

### 62 «Diese Politik ist verrückt»

Der Entwicklungsökonom Paul Collier bezeichnet die EU-Einwanderungspolitik als desaströs – für Europa wie für die Herkunftsländer der Migranten

## Stil & Kultur

### 68 Stil & Kultur Zum Geleit

### 70 Bestseller

### 70 Ein Zeichen von Macht

Das kommerzielle DJ-Wunderkind Deadmau5

### 71 Jazz Stefano Bollani (Jesper Bodilsen, Morten Lund, Mark Turner, Bill Frisell)

### 72 Galilei der Finsternis

Warum wir uns de Sade trotz allem stellen sollten

### 74 Ein Lokalverleger im Nahkampf

Theophil Maag war mit seinem *Stadt-Anzeiger* immer mittendrin

### 76 Top 10

### 76 Kino «The Wind Rises»

### 77 Fernseh-Kritik Tatort: Verfolgt

### 78 Namen Sommerfest der *Weltwoche* im Zürcher Restaurant «Terrasse»

### 79 Hochzeit Jessica Brown und Robert Foster

### 79 Thiel Pfadiübung

### 80 Wein Anthonij Rupert Optima 2010

### 80 Zu Tisch Welche Kaffeemaschine setzt man am besten wo ein?

### 81 Auto Subaru WRX STI AWD

### 82 MvH trifft Claudio Zuccolini, Stand-up-Comedian

## Autoren in dieser Ausgabe

### Dalal al-Bizri



Die Soziologin und Dozentin an der Lebanese University in Beirut publiziert seit Jahren über den Umbruch in der islamischen Welt. In dieser Ausgabe schreibt sie, warum es nicht reicht, die Taten des Islamischen Staats zu verurteilen und zu behaupten, das habe mit dem Islam nichts zu tun. Seite 59

### Gregor Gysi



Gregor Gysi ist seit 2005 Fraktionsvorsitzender der Linkspartei und Oppositionsführer im Deutschen Bundestag. Er ruft den Westen dazu auf, im Ukraine-Konflikt auf Russland zuzugehen. Auf dem Spiel stehe die europäische Friedensordnung. Seite 48

## Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das E-Paper noch mehr Lesevergnügen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.



**DIE WELTWOCH**





Wenn Sie hier geschäften,  
sollten Sie einen unserer  
6 Standorte in der Schweiz besuchen.

Mittelstandsbank. Die Bank für KMUs.

Ganz gleich, ob Sie mit Asien, Europa oder Amerika geschäften – als exportorientiertes Unternehmen haben Sie spezielle Anforderungen an Ihre Bank. Verlassen Sie sich auf das umfassende Know-how einer starken, weltweit vertretenen Bank mit 140 Jahren Expertise und 100 000 betreuten Firmenkunden. Neu bieten wir Ihnen auch in der Schweiz über Ihre gesamte Wertschöpfungskette konkrete Optimierungsmöglichkeiten in allen Phasen der Zusammenarbeit: von den ersten Verkaufsverhandlungen bis zum Zahlungseingang.

Lernen Sie uns kennen. Weitere Informationen, auch zu unseren 6 Standorten in der Schweiz:  
[www.commerzbank.ch](http://www.commerzbank.ch)

**COMMERZBANK**   
Die Bank an Ihrer Seite



**ZURICH VERSICHERUNG.  
FÜR ALLE, DIE WIRKLICH LIEBEN.**



**ZURICH®**

# Schritt in die Zweiklassenmedizin

Von Christian Mundt — Die Sozialdemokraten wollen mit einer Einheitskasse die Krankenkassenprämien senken. Der Effekt wäre genau das Gegenteil.



Historisch widerlegt: SP-Politiker Fehr, Levrat.

Vorab eine Denksportaufgabe: Im ambulanten Sektor stieg die Zahl der Ärzte pro 1000 Einwohner von 153 im Jahr 1990 auf 210 im Jahr 2012. Im Vergleich dazu nahm die Zahl der Zahnärzte – ebenfalls pro 1000 Einwohner und von 1990 bis 2012 – von 48 auf 52 zu. Wo liegt der Unterschied? Antwort: Während die Leistungen der Ärzte von der obligatorischen sozialen Krankenversicherung bezahlt werden, muss der Zahnarzt selber bezahlt oder auf freiwilliger Basis versichert werden.

Nun wollen die Sozialdemokraten die jährlich steigenden Krankenkassenprämien mit einer Einheitskasse senken. Über die entsprechende Initiative «Für eine öffentliche Krankenkasse» werden die Bürger am 28. September abstimmen. Rund 325 Millionen Franken sollen eingespart werden, da mit einer Einheitskasse die Wechsel- und Marketingkosten wegfallen. Von Einsparungen bis zu 2000 Millionen fantasieren die Initianten, weil mit einer Einheitskasse «koordinierte Behandlungen» möglich wären.

Doch natürlich steigen die Kosten, wenn mehr Ärzte zu finanzieren sind – was für viele Leute zu Problemen führt, die wiederum mit Prämienverbilligungen gelindert werden sollen. Die SP verpasst es, das Problem dort zu lösen, wo es entsteht: Verantwortlich für die steigenden Kosten im Gesundheitswesen ist nicht

zu viel, sondern zu wenig Wettbewerb – wie etwa der Vertragszwang. Dieser verpflichtet die Versicherungen, mit allen Ärzten einen Vertrag abzuschliessen. Wer also das entsprechende Diplom hat, darf Rechnungen schreiben – und das Einkommen ist gesichert. Dazu kommt, dass Ärzte und Patienten grundsätzlich gleiche Interessen haben: Beide wollen eine möglichst gute Betreuung. Während der Arzt von einer umfassenden (und entsprechend teuren) Behandlung profitiert, ist dies dem Patienten egal – er zahlt deswegen nicht mehr. Das löst eine Dynamik aus, die zwangsläufig höhere Kosten und eine höhere Anzahl Ärzte zur Folge hat.

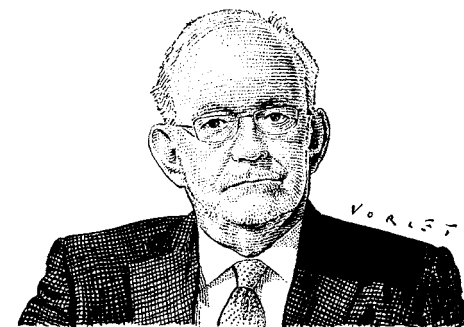
## Besser Versicherungszwang abschaffen

Die Ärztekomitees, die sich für die Einheitskasse starkmachen, versprechen sich eine Vereinfachung des Systems. Die Eliminierung des letzten Stückchens Wettbewerb im Gesundheitswesen, heisst aber nichts anderes als höhere Einnahmen für die Ärzte und – im nächsten Schritt – höhere Prämien für die Versicherten. Da mit einer Einheitskasse das gesamte Gesundheitswesen unter staatliche Kontrolle fällt, könnten sich höhere Einkommen für die Ärzte als Illusion entpuppen. Dann nämlich, wenn nach Einführung der Einheitskasse die Tarife vom Bund festgelegt respektive zur Kostenreduktion vom Bund aufoktroiert werden. Dies wiederum wäre der endgültige Schritt in die Zweiklassenmedizin – die besten Ärzte finden auch ausserhalb der staatlichen Versorgung zahlende (und vermögende) Kunden.

Letztlich bedeutet die Einheitskasse die komplette Verstaatlichung des Gesundheitswesens. Dass dies mit einer Kostensenkung einhergeht, ist unglauwbüdig, wie ein Blick auf die Schweizerische Unfallversicherungsanstalt (Suva) zeigt. Deren Verwaltungskosten liegen bei mehr als zehn Prozent. Die Verwaltungskosten der im Wettbewerb stehenden Krankenkassen sind mit rund fünf Prozent nur etwa halb so hoch. Die Idee, dass ein staatlicher Zwangsapparat bessere und günstigere Leistungen bringt als ein Wettbewerbssystem, wurde historisch mehrfach widerlegt – da macht das Schweizer Gesundheitswesen keine Ausnahme. Mit anderen Worten: Anstatt alle Bürger in eine Einheitskasse zu zwingen, würde besser der Versicherungszwang abgeschafft.

Sollte die Einheitskasse dereinst Realität werden, ist es nicht mehr weit bis zu einkommensabhängigen Prämien – und der Traum der Sozialdemokraten wäre erfüllt.

# Die Milliarde



Anthony Lake, Unicef-Direktor.

Die magische Zahl. Die Milliarde. Es verschlägt einem den Atem: Eine Milliarde Kinder weltweit wird regelmässig misshandelt, missbraucht, gepeinigt, terrorisiert, traumatisiert. Wie im Mittelalter oder noch zu Zeiten Wilhelm Buschs (1832–1908) und seines Meister Druff. «Druff hat aber diese Regel, Prügel machen frisch und kregel.» Eine unvorstellbare Milliarde, mehr als die Hälfte aller Kinder unter fünfzehn. Die Milliarde als Mass des Elends. Hinter einer Milliarde Opfer muss auch eine Milliarde Täter stehen. Bekannt ist auch die dehnbare Milliarde zu Propagandazwecken. Eine Milliarde, ein Siebtel der Menschheit, sah angeblich das Endspiel der Fussball-WM. Elvis Presleys «Aloha»-Konzert schauten 1 bis 1,5 Milliarden. Aber Professor Anthony Lake, 75, der Direktor des Kinderhilfswerks Unicef (United Nations Children's Fund), ist kein zahlen-drehender Zauberlehrling. Er war kriegserfahrener *spin doctor* der US-Präsidenten Nixon, Carter, Clinton und Obama, mehrmals hätte er Chef der CIA werden können. Als Vater von drei Kindern hat er praktische Erfahrung. Die Unicef-Feldforscher haben natürlich nicht sämtliche Kinder in den 190 besuchten Ländern befragt, sondern Milieubefunde hochgerechnet. Wo liegt für sie die Grenze zwischen pädagogischer Massregelung und brutaler Unterdrückung? Macht es keinen Unterschied zwischen einer ausgerutschten Hand, einem bedrohlich geschwungenen Kochlöffel und einer sadistischen Tracht Prügel? 75 Prozent aller Kinder der Gegenwart leben in Asien und Afrika. Herrschen vor allem dort diese Gräuelszenarien, «verborgen in aller Öffentlichkeit», wie Lake den Bericht überschreibt? Winston Churchill sagte, er vertraue nur Statistiken, die er selber fälschte. Tatsache ist, dass die Kindersterblichkeit auch dank der Unicef um fast die Hälfte zurückging. Anthony Lake, seit vier Jahren im Amt, ist ebenso unbestritten ein Stratege der Massenkampagne. Mit dem Unicef-Schriftzug auf der Brust kämpfen Lionel Messi und seine Barça-Kumpel gegen das Kinderunglück dieser Welt, das dann im Torjubiläum untergeht.

Peter Hartmann

## Kreuzfalsch

Von Philipp Gut — Die Billag säuselt und droht. Ihr fehlen die Argumente.

Wie falsch eine Sache ist, erkennt man oft an der Sprache. Wer einer Frau schreibt, dass er sie liebe, merkt schon, wenn er den Füller ansetzt, ob seine Gefühle aufrichtig sind oder nicht. Auch die Empfängerinnen solcher Botschaften lassen sich selten täuschen. Wenn Realität und Worte nicht übereinstimmen, entstehen schiefe Bilder und hohle Sätze. Man merkt die Absicht, und man ist verstimmt.

Das ist nicht nur im Privatbereich der Gefühlsbeschreibung zu beobachten, sondern auch in der Politik. Besonders deutlich verrät sich derzeit die Billag, die Schweizerische Erhebungsstelle für Radio- und Fernsehgebühren. In viele Schweizer Haushalte flattern in diesen Tagen Billag-Schreiben, die zur Registrierung sämtlicher Haushalte aufrufen. Alle müssen sich online eintragen.

Warum die SRG-Sender unter Generaldirektor Roger de Weck staatlich privilegiert werden und von Milliardengebühren profitieren, ist angesichts der Vielfalt privater Medienanbieter und der Austauschbarkeit der Programme vernünftig kaum zu begründen. Das merkt man auch der Billag an. Nebst brachialer Bussenandrohung («bis zu CHF 5000») fragt sie zuckersüss, ob wir letzthin auch aktuelle Verkehrsmeldungen, den Wetterbericht oder News aus der Region gehört oder «genau dieses Finalspiel im Fernsehen verfolgt» hätten. Ja, das haben wir. Nur: Für diese Leistungen braucht es die Gebührensender nicht. Die Privaten können das auch, und sie tun es längst, gratis. Von der Wetter-App über den TCS-Verkehrsdienst bis zum Sportfernsehen.

### Wie grosszügig!

In einem zweiten Billag-Schreiben kommt es noch dicker. «So aktuell die neusten Verkehrs- und Wettermeldungen im Radio und Fernsehen sind, so gerne nehmen Sie sich sicher Zeit für ein genüssliches Durchblättern einer regionalen Reportage in der Zeitung. Denn unbestritten haben Zeitungen und Magazine ihren berechtigten Platz neben Radio und Fernsehen», steht da wörtlich. Wie bitte? Der Gebühreneintreiber spricht den Medien, die nicht wie die SRG schmarotzend und klotzend von Gebührengeldern leben, auch eine Daseinsberechtigung zu? Wie grosszügig! Verdrehter kann ein Satz nicht sein. Nicht private Medienunternehmen haben ein Rechtfertigungsproblem, sondern die gebührenfinanzierte SRG. Auch kreuzfalsche Sätze können die Wahrheit verraten. Danke, Billag.

## Horror-Menschenbild

Von Julia Onken — Roger Köppel unterschiebt dem Mann, sein Begehren sei stets sexuell motiviert. Er vernachlässigt den Aspekt der Verzauberung durch die Schönheit und Ästhetik einer Frau.

Der glühende Appell an die Gesellschaft, eine gewisse Toleranz für Männer zu entwickeln, die ihren Trieben legal zum Opfer gefallen sind, mag auf dem Drehbuch eigener Erlebnisse beruhen, daraus aber eine allgemeingültige These zu formulieren, mutet gespenstisch an. Der willenlose Mann, der sich der Verführungskunst des Weibes nicht zu entziehen vermag und ihr hilflos ausgeliefert ist, ist eine gedankliche Konstruktion eines Horror-Menschenbildes. Wäre dies der Fall, müssten unverzüglich Gegenmassnahmen getroffen werden und alle Männer, die in entscheidungsträchtigen Funktionen tätig sind, sofort entfernt werden, da die Gefahr – wenn auch nur einer vorübergehenden Beeinträchtigung – durch begehrendes Verlangen zu riskant wäre.

### Gegenmassnahme: Burka

Eine andere Massnahme, die zu ergreifen wäre: alle Frauen zwischen 15 und 50 Jahren in einer Burka zu verhüllen, damit kein Mann durch ihren erotisierenden Anblick in ernsthafte Schwierigkeiten gerät und seinen Verstand verliert.

Auf die Gefahr hin, als Männerschützerin zu gelten, möchte ich dennoch darauf hinweisen, dass es zahlreiche Männer gibt, die mit

ihrem Triebhaushalt durchaus ökonomisch umzugehen wissen. Mehr noch, dem Mann zu unterschieben, sein Begehren sei stets einzig und allein sexuell motiviert, vernachlässigt den Aspekt der Anziehung und Verzauberung durch die Schönheit und Ästhetik einer jungen Frau.

### «Ich werde begehrt, also bin ich»

In einem muss man Roger Köppel zustimmen – wenn auch nur punktuell. Ja, viele Frauen beziehen ihr Selbstwertgefühl aus dem begehrenden Blick eines Mannes. Ja, es ist richtig, dass der Kernsatz «Ich werde begehrt, also bin ich» zutrifft. Aber der Nachsatz folgt auf dem Fuss: «Danke, das genügt.» Und damit lässt sie den Mann im Regen stehen.

Jetzt aber geht die Geschichte erst richtig los. Viele Frauen müssen gefallen, sie sind Gefälltöchter, weil es sie sonst gar nicht geben würde. Sie kämpfen also um ihre Daseinsberechtigung mit den Mitteln, die sie als Grundkapital mit in die Wiege gelegt bekommen haben, nämlich mit ihrer Möglichkeit, durch ihr Erscheinungsbild Interesse für sich zu generieren.

Dahinter verbirgt sich ebenso ein legaler Anspruch auf Beantwortung und Resonanz, er beschreibt den lebensgeschichtlichen Hintergrund von mangelnder väterlicher Beach-

### Frauen sind keine Rächerinnen. Sie kämpfen ums Überleben – mehr nicht.

tung und Zuwendung, der als Phantom-schmerz abgespeichert worden ist. Frauen zu unterstellen, bei Zurückweisung setze das obligate Vernichtungsprogramm einer Rächerin ein, ist nicht berechtigt. Sie kämpfen ums Überleben – mehr nicht.

Wenn Roger Köppel mehr Nachsicht fordert für das Begehren des Mannes, so wäre es auch angebracht, sich grundsätzlich ebenso ernsthafte Gedanken zu machen über das Objekt der Begierde, das schliesslich keine Schaufensterpuppe ist, sondern ein Mensch aus Fleisch und Blut.

Julia Onken ist Psychologin, Frauenrechtlerin und Autorin zahlreicher Bestseller.



Mehr Nachsicht für das Objekt der Begierde, bitte.

## Personenkontrolle

### Leuthard, Kappeler, Baur, Estermann, Fehr, Guzzella, Strahm, Hochuli, Eddie

«Ich bin überzeugt», sprach Bundesrätin **Doris Leuthard** (CVP), als sie den Swiss Energy and Climate Summit in Bern eröffnete, «die Bevölkerung und die Wirtschaft sind bereit für die Zukunft.» Für ihren Enthusiasmus, dass sich alle ihrer Wende anschliessen, nannte die Energieministerin nur ein Argument: Im Juni gab es einen Anmelderekord bei der kostendeckenden Einspeisevergütung – 1200 Gesuchsteller wollen von den üppigen Subventionen für Alternativenenergie profitieren. Was davon zu halten ist, sagte – leider erst am nächsten Tag – der Publizist **Beat Kappeler**: «Die Annahme, jede staatliche Förderung schaffe Wachstum, ist



«Bereit für die Zukunft»: Bundesrätin Leuthard.

naiv.» Und auf die Frage, ob er seine Kritik der zuständigen Bundesrätin vortrage: «Doris Leuthard soll das lesen, wenn sie will. Ich rede relativ wenig mit Bundesräten – das hat meistens keinen Sinn.» (sär)

Am selben Anlass gab ein *Weltwoche*-Artikel von **Alex Baur** über Myclimate zu reden. Das Schweizer Unternehmen, das mit Klimakompensationen Geld verdient und den Bund zu seinen besten Kunden zählt, hatte vor einigen Jahren in Peru sogenannte Qori-Q'oncha-Kocher abgegeben. Dank diesen Kochern soll die Bevölkerung mit weniger Brennholz auskommen und so den CO<sub>2</sub>-Ausstoss verringern. Bei einem Besuch im Dorf Umanes musste Baur allerdings feststellen, dass von ursprünglich 42 abgegebenen Kochern kein einziger mehr im Einsatz ist. Auf den Artikel angesprochen, machte Myclimate-Chef **René Estermann** auf dem Podium geltend, Baur habe das Dorf bewusst so ausgesucht, dass Myclimate besonders schlecht aussehe. Der Vorwurf des unseriösen Vorgehens fällt allerdings auf Estermann zurück: Es war nicht Baur, der das Dorf ausgesucht hatte. Als er 2009 ein erstes Mal nach Peru reiste, um über das Qori-Q'oncha-Projekt zu berichten, war es ihm als Beispiel vermittelt worden – von Myclimate selber. (are)



Verbrennungsmotoren: Professor Guzzella.

Kaum überraschend, dass der Zürcher Professor **Ernst Fehr** auf Platz eins steht, wenn die NZZ ein Ranking der einflussreichsten Ökonomen des Landes errechnet: Gegen den ewigen Nobelpreiswärter hat niemand eine Chance. Umso überraschender dafür der «Ökonom» auf dem dreizehnten Platz: **Lino Guzzella**. Der neue Präsident der ETH ist tatsächlich ein Experte mit Weltruf – für Verbrennungsmotoren. Die NZZ lobte ihren «liberalen Ansatz», dass nicht vorgegeben sei, «was unter einem Ökonomen zu verstehen ist». Ein so einflussreicher Ökonom wie Dr. oec. h. c. **Rudolf Strahm** ist darum nicht auf der Liste. Auf die Widersprüche aufmerksam gemacht, redete sich die NZZ heraus, Guzzella sei von vielen Befragten in Politik und Verwaltung genannt worden. Die kuriose Ehrung könnte aber auch für Guzzella ein Anreiz sein, sich wieder einmal zur Ökonomie zu äussern: Er sagte vor zwei Jahren in Referaten unangenehme Wahrheiten über die Wirtschaftlichkeit der Energiewende – und verstummte, als seine Wahl zum Oberhaupt der Glaubensgemeinschaft ETH anstand. (sär)

Nur Stunden nach Erscheinen eines kritischen Artikels über die Amtsführung von **Susanne Hochuli** meldete sich die Aargauer Regierungsrätin – mit einem überraschenden Anliegen: «Bitte schicken Sie mir doch ein Belegexemplar der heutigen *Weltwoche*», schrieb Hochuli. «Ich habe gesehen, dass Sie ein Bild von mir verwendet haben, auf dem auch **Eddie**, das Büsi meiner Tochter, abgebildet ist. Ich würde ihr dieses gerne zeigen.» Diesen Wunsch konnten wir der kritisierten Regierungsrätin natürlich nicht abschlagen. Auf vielfachen Wunsch publizieren wir das Bild gerne ein zweites Mal. (are)



Überraschendes Anliegen: Hochuli, Eddie.

## Nachruf



Kraft, Härte, Opfer: Entertainerin Rivers.

**Joan Rivers (1933–2014)** — Vielleicht war sie die verkannteste Feministin Amerikas. Mit Sicherheit war sie die tragischste. Sie galt als *red carpet*-Nervensäge während der Oscar-Verleihungen und Schreckgespenst der Schönheitschirurgie. Ja, sie schreckte vor nichts zurück! Schon während Joan Rivers im Krankenhaus lag, verbeugte sich Amerikas Entertainment-Szene kollektiv vor der «Queen of Mean» – obwohl sie ihre 50-jährige Karriere damit bestritten hatte, Stars zu beschimpfen. Sie war die erste Frau am US-Fernsehen, die prominente Männer öffentlich zur Schnecke machen durfte.

Je älter Joan Rivers wurde, desto gnadenloser witzelte sie über ihr «Verfalldatum». Etwa in ihrem Buch «I Hate Everyone ... Starting with Me»: Ihre Beerdigung möge bitte ein «grosser Showbusiness-Event» werden, mit einer «in fünf Akzenten heulenden» Meryl Streep. Hinter der Maske des steifgelifteten Gesichts versteckten sich Einsamkeit und die Angst, völlig vergessen zu werden. Pionierin zu sein, als lange einzige Frau in einem von Machos beherrschten Berufsfeld, erforderte Kraft, Härte und Opfer. Rivers war die erste Komödiantin ihrer Art – Relikt einer Ära, in der Amerika spätabends vor dem Fernseher hockte, um sich von Männern die Welt im Witz erklären zu lassen. Jahrelang war die Tochter jüdischer Russen durch Klubs getingelt und freute sich über jeden Buhruf. Sie sei die lustigste Jüdin, die nicht in den Gaskammern gelandet ist, witzelte die Tabulose als Zwanzigjährige. Ihr letzter Wunsch auf der Intensivstation vergangene Woche: «Wenn ich sterbe, bitte meinen Körper an Tupperware spenden.»

Tom Kummer

# Ode an die untergehende Schweiz

Von Taki Theodoracopulos — Die Schweiz war eine bemerkenswerte Bergnation – unabhängig, schön, sauber, diskret. Doch all diese Dinge änderten sich, als sie in den Fokus der «Internationalisten» geriet.

William F. Buckley, die Galionsfigur der amerikanischen Nachkriegskonservativen, wurde auf dem Höhepunkt der Unruhen während des Vietnamkriegs einmal gefragt, warum er den Winter stets in der Schweiz verbringe. «Ist es nicht unpatriotisch von Ihnen, vor den Unruhen wegzulaufen und den Winter in einem neutralen Land zu verbringen?» «Mir war nicht klar», antwortete Bill und zog eine Augenbraue in die Höhe, «dass es unpatriotisch ist, übelriechenden Randalierern, die amerikanische Fahnen verbrennen, aus dem Weg zu gehen.» Und fügte dann hinzu, was er in den unzähligen Kolumnen, die er über die Schweiz schrieb, nie zu erwähnen vergass – dass es für jemanden wie ihn, der aus einem Land kam, in dem Jahr für Jahr Tausende durch Waffengebrauch sterben, eine Freude sei, in einem Land zu sein, wo jedermann ein Gewehr zu Hause im Schrank habe, aber nie jemand erschossen werde.

## Romantisch verträumte Filmkulisse

Bill war mein Mentor. Vor sechs Jahren starb er. Wir beide kamen 1958 nach Gstaad, ungefähr zur selben Zeit. Er hatte in Yale studiert, für die CIA gearbeitet, war der Sohn eines reichen texanischen Geschäftsmannes und hatte die Zeitschrift *National Review* gegründet, die bis heute erscheint. Ich war 22, gehörte zur griechischen Davis-Cup-Mannschaft und hatte nichts anderes als Frauen im Kopf. Bill schrieb in den Wintern, die er in Rougemont und Gstaad verbrachte, fünfzig Bücher und Romane, eines pro Jahr. Für ihn verlor die Schweiz nie ihren Reiz, nicht einmal nach der Volksabstimmung 2002, die den Weg für den Uno-Beitritt ebnete. «Das ist fast so, als würde man einem Verbrecherklub beitreten, aber so soll es offenbar sein», sagte er. Leider ist es seit seinem Tod nicht besser geworden, im Gegenteil. Jetzt wird sogar über einen Beitritt zur Europäischen Union diskutiert, die in meinen Augen der erfolgreichste Gangsterklub aller Zeiten ist.

Wenn ich auf die unbeschwerten Jahre meiner Jugend zurückblicke, kommt der Schweiz dabei eine herausragende Rolle zu. Das Land war eine bemerkenswerte Bergnation, unabhängig, schön, unglaublich sauber, diskret und ein Paradies für all jene, die ruhig und fern der alten Konflikte leben wollten, die Europa fast zu zerreißen drohten. Als ich zum ersten Mal in Gstaad während eines Schneegestöbers zu den Klängen einer Blaskapelle aus dem Zug stieg, kam mir alles ganz unwirklich vor. Im «Palace»-

Hotel, das wie eine romantisch verträumte Filmkulisse aussah, entschädigte einen der Glamour der Gäste für die fehlenden Uniformen und Orden. Es wimmelte von griechischen Reedern, ägyptischen Prinzessinnen, französischen und italienischen Aristokraten und kultivierten südamerikanischen Oligarchen. Die Schüler im Internat von Le Rosey kamen aus reichen amerikanischen Familien oder waren Söhne italienischer Aristokraten und orientalischer Herrscher wie Aga Khans oder des Schahs von Persien. Das war 1958.

---

«Das ist fast so, als würde man einem Verbrecherklub beitreten, aber so soll es offenbar sein.»

---

Bei einem Dollarkurs von Fr. 4.15 war die Schweiz ausserordentlich günstig für all jene, die Dollars besaßen, und deswegen gab es hier auch so viele Amerikaner. Dreizehn Jahre waren seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs vergangen, aus dem die Schweiz sich klug herausgehalten hatte. Ungewöhnlich für mich Jungspund war, dass in diesem Land dank des Schweizer Modells verschiedene ethnische Gruppen friedlich miteinander lebten, statt sich endlos zu bekämpfen. Auch hatte man sich während des Krieges grosszügig gegenüber den Juden gezeigt, hatte Tausende aufgenommen, obwohl die Schweiz von den Achsenmächten umzingelt war. Französische Juden besaßen aufgrund des Vertrages von 1864 sogar das Niederlassungsrecht. (Das alles war natürlich vergessen, als der opportunistische New Yorker Senator Al D'Amato Jagd auf Schweizer Banken machte, die am Ende Milliarden an jüdische Holocaust-Nachkommen zahlen mussten.)

Doch all diese Dinge mussten sich ändern, als die Schweiz in den Fokus der Europäischen Union und anderer «Internationalisten» geriet. Ich erinnere mich gut daran, dass ich vor einigen Jahren von jemandem las, der die Hoffnung äusserte, «die Schweizer mögen eine aktivere Rolle in der internationalen Politik übernehmen und beispielsweise der Uno beitreten, da sie in einer unruhigen Welt einen wertvollen Beitrag leisten können». Diese Worte stammten von dem amerikanischen Diplomaten Richard Holbrooke, der nichts unversucht liess, andere Länder in sein Spiel hineinzuziehen. Früher nannte man das Einmischung in innere Angelegenheiten, heute heisst das, Teil der Völkergemeinschaft zu werden. In Wahrheit ist das



Paradies für all jene, die ruhig und fern der alten

so, als würde man sich mit dem Ebola-Virus infizieren. Absolut tödlich!

## Unter Druck der Brüsseler Bande

Es mag vielleicht hart klingen, aber die Schweiz war mir gerade deswegen sympathisch, weil hier Studenten, Minderheiten, alleinerziehende Mütter, Schwule oder Drogenabhängige nicht alimentiert wurden. Diese Leute tolerierte man natürlich, aber das Kerngeschäft der Schweiz waren Banken, Uhren, Zigarren, Fremdenverkehr und Ruhe. Die Sauberkeit war legendär, und wehe dem, der Städte und Berge verschandelte. Der Multikulturalismus war noch nicht entdeckt, und es gab noch keine Opfer zu beklagen, genau wie bei Ebola.

Das alles ist natürlich Schnee von gestern. Irgendwann infizierten Frankofone und Gleichgesinnte die Schweiz mit dem, was ich als



### *Konflikte leben wollten.*

«Burundi» bezeichnen würde, das heisst, sie machten auf Missstände aufmerksam, die es zu beheben gälte. «Burundi» hat dazu geführt, dass viele Schweizer der EU beitreten wollen, nicht mehr hart arbeiten und ihre Banken einer gnadenlosen Prüfung durch amerikanische Erpresser preisgeben, ebenjene Erpresser, die den Schweizern Antisemitismus vorwarfen und sie beschuldigten, im Angesicht der Judenverfolgung versagt zu haben. «Burundi» führt dazu, dass viele Schweizer links wählen, und das bedeutet ein Ende der Verhältnisse, auf die so viele von uns gebaut haben. Das wiederum bedeutet, dass viele von uns weggehen werden. Seien wir ehrlich: Die Schweiz bot Diskretion und hohe Lebensqualität. Im Gegenzug haben wir die Schweizer Regeln befolgt, gern unsere Steuern bezahlt und darauf vertraut, dass sich alle an die getroffenen Vereinbarungen hielten.

Heute steht die Schweiz unter grossem Druck der Brüsseler Bande, nicht nur dem Klub beizutreten, sondern auch nach ihren Regeln zu spielen, also für Multikulturalismus einzutreten, für Menschenrechte, ledige trans-

---

### **In Gstaad achten wir mittlerweile darauf, uns sehr unauffällig zu bewegen.**

---

sexuelle Mütter und drogenabhängige Lesben. Das ist nicht mehr meine Schweiz. Die Schweiz war einmal ein Land ohne Kriminalität. In den 55 Jahren, die ich inzwischen hier lebe, habe ich die Türen meines Chalets nie abgeschlossen, und ich wurde auch nie überfallen. Gewisse Quartiere von Genf, in denen es von südosteuropäischen und afrikanischen

Kriminellen wimmelt, sollte man lieber nicht betreten.

In Gstaad achten wir mittlerweile darauf, uns sehr unauffällig zu bewegen, um nicht ins Visier jugoslawischer Banden zu geraten. Schlimmer noch, jedermann kann nun meine Steuererklärung einsehen, was früher das Privileg des Finanzamts war. Ich liebe die Schweiz nach wie vor, sie ist meine zweite Heimat, aber wenn sie sich dem Druck aus Brüssel noch mehr beugt und noch mehr EU-Vorschriften übernimmt – nun ja, es gibt schliesslich das grosse weite Wyoming, einen überwiegend von Weissen bewohnten US-Bundesstaat, der kaum Kriminalität kennt und dessen Einwohner den Schweizern, wie ich sie aus meiner Jugend kenne, ziemlich ähnlich sind. Ich würde meine Zelte hier nur ungern abbrechen, aber wenn es nicht anders geht: lieber Wyoming als Chaos.

## SI statt IS

Von Henryk M. Broder — Für die SPD ist der Islamische Staat nicht «radikal-islamisch».



Die Auseinandersetzungen um den sogenannten Islamischen Staat (IS) haben inzwischen auch die Bundesrepublik erreicht. Über 400 Deutsche sollen in den Reihen der schwarzgewandeten Säbelrassler mitkämpfen. Was den Behörden Sorgen macht, ist die Frage: Was machen wir mit den Heimkehrern? Um sie einzusperren, dazu fehlt die gesetzliche Grundlage. Die Teilnahme an Trainingscamps, in denen Bombenbasteln und Kopfab schneiden geübt wird, ist ebenso straffrei wie der Aufenthalt in einem Club Med. Man kann Menschen, die einen deutschen Pass haben, die Einreise nach Deutschland nicht verweigern. Soll man jedem einen Sozialarbeiter an die Seite stellen? Ein Praktikum an einem städtischen Theater anbieten, wo er seine Traumata kreativ verarbeiten kann? Oder hoffen, dass er aus eigener Kraft wieder Anschluss an eine Gesellschaft findet, die auch den Terroristen der Rote-Armee-Fraktion (RAF) längst vergeben hat?

In die hochkomplexe Debatte hat sich nun die Generalsekretärin der SPD, Yasmin Fahimi, konstruktiv eingeschaltet. Der Islamische Staat soll nicht mehr als «radikal-islamisch» bezeichnet werden. «Dies ist eine Zuweisung, welche die Muslime hier in Deutschland in ihrer Ehre berührt.» Wer diese Terroristen als Vertreter der islamischen Religion darstelle, beleidige die Muslime, warnte die Generalsekretärin der SPD. Das ist eine durchaus nachvollziehbare Überlegung. Niemand möchte als «radikal-sozialdemokratisch» diffamiert werden, nur weil er (oder sie) das «Godesberger Programm» der SPD gerahmt und an die Wand genagelt hat. Im Falle des Islamischen Staats freilich liegen die Dinge ein wenig anders. Die Truppe nennt sich nun mal selbst so, und es gibt gewisse Anzeichen dafür, dass sie den Islam auf die Spitze treibt, ideologisch wie auch praktisch.

Wenn das, was der Islamische Staat praktiziert, nicht «radikal-islamisch» ist, was ist es dann? Radikal-humanistisch? Radikal-pazifistisch? Radikal-ökologisch? Allein mit Wortklaubereien ist das Problem nicht zu lösen. Yasmin Fahimi müsste schon ein wenig mehr tun: beim Islamischen Staat vorstellig werden und ihm die Aufnahme in die Sozialistische Internationale anbieten. SI statt IS. Klingt doch gleich viel besser.

## Gefährlicher Kompromiss

Von Silvio Borner — Mit abstrusen Ideen wollen sich angeblich liberale Parlamentarier in die Wettbewerbspolitik einmischen. Die interventionistische Bombe hätte katastrophale Folgen.

Eine effiziente Marktwirtschaft basiert auf privatem Eigentum und Wettbewerb. Was den Wettbewerb verhindert oder erheblich einschränkt, sind zum einen demokratisch legitimierte Grenzen der Marktwirtschaft aus Gründen der Gleichbehandlung oder der Ethik. Gegenstand der Wettbewerbspolitik sind aber vor allem private Beschränkungen des Wettbewerbs durch Missbräuche marktmächtiger Unternehmen (Monopolisierung) oder vertragliche Abreden zur Ausschaltung des Wettbewerbs (Kartelle). Ziel der Wettbewerbspolitik ist es daher, Marktmachtmissbräuche zu verhindern und Kartelle zu zerschlagen. Die Amerikaner sind hier für einmal ein Vorbild. Nie und nimmer könnte einzig die Kritik an (zu) hohen Preisen ein Anlass für eine Untersuchung sein. Es geht dort nur um Missbrauch von Marktmacht oder Preisabsprachen zwischen Konkurrenten. Ob Preise zu hoch oder zu tief sind, kann keine Behörde beurteilen. Leider hat aber in der Schweiz die Preisüberwachung die Illusion des «richtigen Preises» gefördert und diese ökonomisch irreführende Perspektive in die Politik einsickern lassen.

Auch institutionell sind die USA vorbildlich. Untersuchung und Entscheidung sind dort messerscharf getrennt; in der Schweiz ist diese Grenze verwischt. Im Prinzip leitet heute die Schweizer Wettbewerbskommission Untersuchungen und entscheidet somit selbstgerecht über ihre eigenen Anträge. In der laufenden Diskussion zu einer Kartellgesetzrevision ist ausgerechnet die Frage der institutionellen Trennung unter den Tisch gefallen. Dafür sind aber entgegen allen internationalen Trends plötzlich wieder die vertikalen Abreden zwischen Lieferanten und Händlern und neu auch horizontale Kooperationsformen wie Arbeitsgemeinschaften ins Visier genommen worden.

### Scherz-Artikel 7a

Der «liberale» Bundesrat Schneider-Ammann hat vorgeschlagen, solche und andere Abreden zu verbieten (Teilkartellverbot). Gemäss seinem Vorschlag hätten faktisch nicht mehr die Behörden die Schädlichkeit, sondern die beschuldigten Parteien die Nützlichkeit ihrer Kooperationen nachzuweisen. Zum Glück scheint das Parlament auf die absurde «Schuldvermutung», die administrative Leerläufe mit exorbitanten volkswirtschaftlichen Kosten aus-

gelöst hätte, nicht eintreten zu wollen.

Mit der Frankenaufwertung ist die Preisinsel Schweiz in den populistisch-opportunistischen Fokus der Politik geraten. Es geht dabei um die Importpreise von Markenprodukten oder allgemein um die internationale Preisdifferenzierung. Dabei lernt jeder Student im ersten Semester, dass diese in aller Regel effizienzsteigernd ist, weil der Absatz erhöht wird.

Ein Rechtsprofessor ohne ökonomische Ausbildung, im Verbund mit einem orangefarbenen Grossverteiler, wollte uns mit Artikel 7a einen fasnachtswürdigen Streich aufziehen. Vereinfacht gesagt, sollte jeder Schweizer Importeur das Recht bekommen, zu den tiefsten Preisen in der EU einzukaufen. Kann man überhaupt die Lieferbedingungen (Rabatte, Produktdifferenzierungen oder Zusatzleistungen) sinnvoll vergleichen? Etwas anderes ist viel offensichtlicher: Wie zwingt man einen ausländischen Hersteller von der Schweiz aus, zu griechischen oder französischen Bedingungen in die Schweiz zu liefern? Zum Glück scheint das Parlament auf diesen unsäglichen Artikel nicht eintreten zu wollen.

Aber der schlechte Scherz droht jetzt in eine Katastrophe auszuarbeiten. Angeblich «liberale» Räte haben ein Konzept als «Kompromiss» vorgeschlagen, das weder klar definiert noch operational-

isiert werden könnte. Es heisst «relative Marktmacht» und spricht zum Beispiel vage von Abhängigkeit des Kunden ohne «ausreichende» und «zumutbare» Ausweichmöglichkeiten gegenüber dem Lieferanten (Art. 4 Abs. 2), denn analog zu relativ marktmächtigen Lieferanten gibt es auch relativ marktmächtige Kunden.

Ein solches Konzept ist ökonomisch Unsinn und öffnet den Wettbewerbsbehörden Tür und Tor für eine schier unbegrenzte Einmischung in Marktbeziehungen. Absehbar ist besonders ein «Schutz» von Unternehmen, die nicht wegen relativer Marktmacht der Lieferanten, sondern mangelnder Innovationskraft in die Bredouille geraten und Abhängigkeiten reklamieren. Was als harmloser «Kompromissvorschlag» daherkommt, ist definitiv viel schlimmer als der Scherz-Artikel 7a, der wohl nur als Papiertiger überlebt hätte. Demgegenüber wäre das Konzept der relativen Marktmacht eine bürokratische Bombe mit katastrophalen Folgen für den Innovationswettbewerb, aber auch für die Exporteure von Markenartikeln.





# Asymmetrische Kriegführung

Von Hansrudolf Kamer — Der Westen lamentiert über die Ukraine und den Islamischen Staat. Doch weder Nato noch EU haben eine Vorstellung davon, wie den Bedrohungen zu begegnen wäre.



Es kam, wie es kommen musste. Die westliche Verteidigungsallianz hielt im «Celtic Manor» in Newport ihr Gipfeltreffen ab, das im Zeichen der europäischen und mittelöstlichen Krisen stand und klare

Richtlinien aufzeigen sollte. Stattdessen zementierte es westliche Uneinigkeit und Selbstzweifel. Wie vorher schon die gleiche Veranstaltung im Rahmen der Europäischen Union.

Darin hat der Westen Übung, ja es macht sogar einen Teil seines sympathischen Wesens und seines über die Jahrzehnte und Jahrhunderte unbestreitbaren Erfolges aus. Ohne rigorose Selbstkritik und Introspektion entdeckt man keine Mängel, kann keine Fehler korrigieren und sich nicht verbessern. Weil die Giganten Russland und China solche Selbstfindung nicht praktizieren, ist der Westen ihnen haushoch überlegen – wenigstens langfristig.

Das beruhigt das Gewissen. Der amerikanische Präsident, der lieber Golf spielt und Geld für politische Vorhaben aller Art sammelt, lässt sich in seinem Gleichmut nicht erschüttern. In New York erklärte er: «Wenn man sich die Abendnachrichten im Fernsehen ansieht, entsteht der Eindruck, die Welt gerate aus den Fugen.» Und fuhr dann ganz locker fort: «Die Welt hatte immer schon eine Sauordnung, und nur wegen Social Media sehen wir heute im Detail die Schwierigkeiten, denen die Leute da unterworfen sind.»

## Inhaltsleere Zusicherung

Aus Wales kamen hochgemute Worte über die gemeinsamen «Werte» des Westens und die grosse Bedeutung, sie gegen die Anfechtungen der Gegenwart – gegen die islamistischen Milizen im Mittleren Osten und gegen das «neue Russland» – zu verteidigen. Für das erste Vorhaben hat der Westen nach den Worten Obamas bald eine Strategie, für das zweite eine zahlenmässig höchst begrenzte schnelle Eingreiftruppe, die im Bedarfsfall im Baltikum einfliegen könnte. Wenn sie denn, in einem Jahr vielleicht, bereit ist – woran wieder Zweifel erlaubt sind.

Wie immer der Ausgang des Ringens um die Ukraine sein wird, das grosse Land wird auf absehbare Zeit hin nicht in die westlichen Institu-

tionen aufgenommen werden. Das war vor der Krise allerdings auch keine Option.

Obamas Vorgänger wollte der Ukraine bezüglich Nato einen Kandidatenstatus zubilligen. Das wurde aber von Deutschland und andern rundum abgeschmettert. Es blieb bei einer inhaltsleeren Zusicherung. Und die EU? Siehe Türkei. Dieses Land ist zwar in der Nato, aber mit der EU verhandelt es erfolglos seit fünfzig Jahren! Weder die Nato noch die EU wollen die Ukraine in ihren Reihen. Leider, bemerkt der Stratege, Gott sei Dank, sagt der Ökonom.

Es gäbe Möglichkeiten, aus der Sackgasse herauszukommen. Aber nun ist allseits so viel Prestige investiert worden, dass das Praktische hinter dem Politischen und Grundsätzlichen verschwindet. Und wie erwähnt, der Westen hat im Gegensatz zum Osten Selbstzweifel. Es gibt viele im Westen, die dem Westen die Schuld am Ganzen zuweisen.

Zu jenen, die die Selbstbezeichnung wenigstens gut begründen, gehört John J. Mearsheimer von der University of Chicago, ein Protagonist der realistischen Schule der Aussenpolitik. Nach der Aufnahme der Osteuropäer in die Nato sei der Westen zu weit gegangen. Mit der Ukraine habe er Russland herausgefordert, weil Moskau seine historische Interessensphäre bedroht sah. Der russische Zugriff war verständlich.\*

Nun sind historische Interessensphären, wie alles andere, historischem Wandel unterworfen. Das Veltlin gehört nicht mehr zur eidgenössischen, beispielsweise. «Russland-Versteher» auf der Linken scheinen aber noch nicht begriffen zu haben, dass die Russische Föderation heute mit Kommunismus nichts am Hut hat, sondern ein kapitalistisches Raubritter-Imperium mit allem nötigen Zubehör ist. Jene zur Rechten blasen Brüssel zum neoimperialistischen Aggressor mit napoleonischen Ambitionen auf – diesen zitterigen Verein von Bürokraten, der von Krise zu Krise stolpert und für Fehler der andern herhalten muss.

Alles, was der Westen in dieser Lage anzubieten hat, sind Wirtschaftssanktionen. Sie treffen «normale» Russen, mit denen man nicht nur keinen Streit hat, sondern an denen man inzwischen ganz gut verdient. Putin wird durch die Sanktionen nicht tangiert, weder persönlich noch politisch. Seine Grossrussland-Patriotismus-Propaganda ist populär und hilft über die sonstigen, ganz beträchtlichen Probleme gut hinweg.

Militärisch ist hier nichts zu machen. Seit Monaten betont die deutsche Bundeskanzlerin mit beharrlicher Banalität genau das. Zusammen mit Obama hält sie fest, es gebe keine militärische Lösung für die Ukraine-Krise. Abgesehen davon, dass Militär ohnehin selten etwas löst, teilt Putin diese Ansicht nicht. Sein Militär steht in der Ostukraine, löst dort, was es zu lösen gibt – Sanktionen hin oder her. Diese Lösung heisst Status quo. Der Westen, so wie er ist, hätte vermutlich gar nichts dagegen. Arme Ukraine.

\*John J. Mearsheimer: «Why the Ukraine Crisis is the West's Fault». Foreign Affairs. September/October 2014.



Löst in der Ostukraine, was es zu lösen gibt: Präsident Putin.

## Sozialgeschichte mit Sippenhaft

Von Christoph Mörgeli

Der Sozialdemokrat Thomas Buomberger hat die Wanderausstellung «14/18 – Die Schweiz und der Grosse Krieg» konzipiert. Der sozialdemokratische *Tages-Anzeiger* lobt die sozialdemokratische Ausstellung als «Glücksfall». Gezeigt wird sie, gleich im Doppelpack, im Historischen Museum Basel wie im Landesmuseum Zürich. Weil Buomberger einen «strukturgeschichtlichen Ansatz» pflegt (und weil die SP die Armee abschaffen will), wird alles Militärische der Grenzbesetzung 1914–1918 ausgeblendet. Dies bei einem Armeebestand von mehreren hunderttausend Mann mit durchschnittlich 500 Diensttagen.

So gibt's statt General Ulrich Wille einen Grossintellektuellen als Schutzgeist der deutschen Schweiz. Er trägt den Namen Blocher. Unter dem symbolisierten Mantel der Helvetia ertönt eine Rede des «germanophilen» Pfarrers Eduard Blocher. Das Museum für Kommunikation in Bern präsentiert eine von Eduard Blocher mitentworfene Karte deutschnamiger Orte der Romandie. Die Hauptkritik des *Tages-Anzeigers* an der Internetplattform Wikipedia lautet, dass dort ein Artikel über Eduard Blocher – den «Grossvater des Alt-Bundesrates» – fehlt. Hätte der bescheidene Theologe Eduard Blocher gewusst, dass ihn Nachgeborene dereinst zum nationalen Bösewicht aufblasen, hätte er wohl gelächelt. Und haargenau gewusst, dass er diese «Ehre» einzig seinem Enkel Christoph verdankt.

Um die Politik von Christoph Blocher zu bekämpfen, stürzen sich die Kritiker auf seinen Grossvater. Genau jene, die das Wort Menschenrecht ständig im Munde führen, greifen zur Sippenhaft. Für sie ist Christoph Blocher für alles verantwortlich: für die Spannungen mit der EU, für das miese Wetter und selbstverständlich für die Äusserungen seines Grossvaters. Nur passt das Bild eines welschenfressenden, alldeutschen Rechten so gar nicht zu Eduard Blocher. Dieser bildete sich in Paris weiter und lebte vier Jahre im algerischen Sidi Bel-Abbès sowie sieben Jahre in Sion (Valais). Ihm waren die französische Sprache und Kultur zweifellos vertrauter als dem Kritiker Buomberger in Winterthur.

Eduards Bruder Hermann Blocher war übrigens SP-Regierungsrat in Basel-Stadt, sein anderer Bruder Eugen Blocher SP-Bundesrichter in Lausanne. Auch für die Zweige auf der linken Seite seines Stammbaums muss sich Grossneffe Christoph nicht entschuldigen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## 700 Franken pro Pille

Von Peter Bodenmann — Der US-Pharmakonzern Gilead will in der Schweiz sechs Milliarden absahnen.



Immer noch ein gutes Geschäft: Waadtländer Staatsrat Maillard (SP).

Von einem Franken Krankenkassenprämien werden durchschnittlich 5,1 Prozent für Verwaltungskosten aufgewendet. Es geht auch effizienter. Die Oberwalliser Krankenversicherung Sodalis mit 34 000 Versicherten wendet 2,7 Prozent der Einnahmen auf, um ihre Mitglieder zu verwalten und zu betreuen. Warum in aller Welt beanspruchen andere Krankenkassenversicherer in Franken mehr als das Doppelte?

Krankenkassen mit hohen Verwaltungskosten bezahlen bürgerliche Politiker als Handlanger. Niemand hat mehr Verwaltungs- und Beiräte, mehr Sofa-Politiker als die SVP, die in den einschlägigen Kommissionen des National- und Ständerates brav die Interessen der Krankenkassen vertreten. Wes Brot ich ess, des Lied ich sing. Schmierer und Salben hilft allenthalben. Für Anita Fetz grenzt dies an Korruption.

Bisher regen sich zu wenige über diese Missstände auf. Deshalb wird die Initiative für eine sinnvolle Einheitskasse bestenfalls ein halbwegs ehrenwertes Resultat einfahren. Die zu teuren Krankenkassenbürokratien sind in Sachen Gesundheitspolitik real nicht existent. Sie bezahlen zwar Hundertschaften von raffinierten und deshalb teuren Werbern, verfügen aber gesundheitspolitisch über zu wenig Sachverstand und Durchsetzungsvermögen.

Neustes Beispiel: 83 000 Schweizerinnen und Schweizer sind mit dem Virus Hepatitis C infiziert. Die Behandlung aller Patienten mit dem

neuen Medikament Sovaldi von Gilead würde die Grundversicherung mit rund 6 Milliarden Franken belasten. Schlicht und einfach, weil jede Pille auf 700 Franken zu stehen kommt, obwohl deren Produktion vernachlässigbar wenig kostet. Die Krankenkassen stellen sich auf den Standpunkt: Im Rahmen der Grundversicherung werden pro Jahr nur jene 1500 Patienten behandelt, bei denen der Virus die Leber bereits angegriffen hat. Damit sinken die Behandlungskosten auf 220 Millionen Franken pro Jahr. Zynischer geht es nicht: Zuerst muss die Leber kaputt sein, bevor man das Medikament bekommt. Was machen unsere Parlamentarier, die als Verwaltungs- und Beiräte pro Jahr mehrere zehntausend Franken kassieren? Nichts.

Warum machen die Krankenkassen nicht mit Inseraten und Sanktionen Druck auf den amerikanischen Pharmakonzern Gilead? Warum greifen die Befürworter der Einheitskasse diesen Skandal nicht auf? Um zu beweisen, dass es eine starke Kasse braucht – mit Pierre-Yves Maillard als nationalem Kassenchef –, um die Pharmakonzerne zur Vernunft zu bringen? Stossrichtung: Die kleine Schweiz zahlt 800 Millionen Franken für Forschung, Entwicklung und Produktion des Wundermittels Sovaldi. Wäre immer noch ein gutes Geschäft für Gilead.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## «Tötet nicht den Boten»

Von Kurt W. Zimmermann — Journalisten sind als Moralisten zweimal so gut wie der Rest. Sie sind Doppelmoralisten.

Letzte Woche im Warenhaus Manor in Baden. Die Schlange vor der Kasse ist lang. Patrik Müller, der Chefredaktor der *Schweiz am Sonntag*, stellt sich hinten an.

Doch nun passiert etwas Ungewöhnliches. Er solle doch bitte vorgehen, sagt man in der Schlange, er habe sicher Wichtigeres zu tun. Alle lassen Müller durch.

Patrik Müller ist in seiner Heimatstadt populär. Er ist es, seit er vor vier Wochen die Nacktbilderaffäre um Badens Stadtammann Geri Müller losgetreten hat.

Bei seinen Berufskollegen ist Chefredaktor Müller deutlich weniger populär. Für seinen «armseligen Journalismus» müsste man ihn absetzen, schrieb die *NZZ am Sonntag*. Er sei der «Verlierer» der Affäre, urteilte die *Sonntagszeitung*. Er sei «nicht mehr tragbar», wusste die *Wochenzeitung*. Er könne «froh sein, wenn er die Affäre unbeschadet übersteht», sagte die *Weltwoche*.

Warum wird Journalist Müller derart heftig angegriffen? Er wird angegriffen, weil er die Privatsphäre des Politikers verletzt haben soll. Oder wie die *NZZ am Sonntag* entrüstet schrieb: «Die vermeintliche Enthüllung war belanglos und ein Übergriff auf das Privatleben.»

So kommen wir nun zur zentralen Frage. Wie viele Artikel schrieben bis heute die entrüstete *NZZ*, *Sonntagszeitung*, *Wochenzeitung* und *Weltwoche* zu dieser belanglosen Affäre, welche ein Übergriff auf das Privatleben waren? Es waren sechzig Artikel, voll mit Pikanterien aus dem Intimleben des Politikers. Wir sind damit im Fach der Doppelmoral angekommen.

### Mit allen schmutzigen Details

Doppelmoral besteht darin, dass man anders handelt, als man predigt. Nehmen wir darum vier neuere Beispiele aus den vier Blättern, die Chefredaktor Müller die Verletzung von Persönlichkeitsrechten vorwarfen.

Die *NZZ* enthüllte private «Nackt-Selfies aus dem Bundeshaus». Eine Beamtin stellte Selbstporträts ins Netz. Sie wurde entlassen. Ihre Privatsphäre war dem Blatt egal.

Die *Sonntagszeitung* enthüllte, dass Armeechef Roland Nef privat seiner Partnerin als Stalker nachsetzte. Nef wurde entlassen. Seine Privatsphäre war dem Blatt egal.

Die *Wochenzeitung* enthüllte das Privatleben von Geheimdienstchef Markus Seiler in Auto und Garten und setzte gar eine Drohne auf ihn an. Seine Privatsphäre war dem Blatt egal.

Die *Weltwoche* enthüllte die privaten Devisenspekulationen von Nationalbanker



Eine Art Schamgefühl: Chefredaktor Müller.

Philipp Hildebrand. Er wurde entlassen. Seine Privatsphäre war dem Blatt egal.

In solchen Beispielen, wie zuletzt auch in der Müller-Affäre, ist die Medienresonanz vergleichbar. Erst verurteilen die Journalisten die Verletzung der Privatsphäre scharf. Dann schreiben alle begeistert und wochenlang über den Fall, mit allen schmutzigen Details.

Der Mechanismus der Medien ist einfach. Genau zum Zeitpunkt, an dem über ein Thema erstmals geschrieben wird, wird dieses Thema gesellschaftlich verfügbar und verkäuflich. Nun dominiert das sogenannte öffentliche Interesse. Öffentliches Interesse legitimiert jetzt jede Brandwunde im privaten Bereich.

Es braucht also einen, der das Thema als Erster öffentlich macht. Dann kann sich die Meute hemmungslos darauf stürzen. Zuletzt war dieser Türöffner Patrik Müller.

Es ist nachvollziehbar, dass die Meute dann mitunter eine Art Schamgefühl entwickelt. Darum haut sie auf den Türöffner ein, der den Fall auslöste. In der Psychologie ist dieser Katharsis-Effekt bekannt: Die kollektive Bewältigung führt zur Stigmatisierung eines Individuums.

450 v. Chr. beschrieb Sophokles das Mediensystem im antiken Griechenland. Seine Analyse blieb bis heute gültig: «Tötet nicht den Boten.»

## Tonga im Anzug

Von Beatrice Schlag — Überflüssige Diätdebatten.

Noch sind wir nicht bis zu den Tongaern aufgerückt. Aber wir sind flott unterwegs. Die Bewohner des Königreichs Tonga im Südpazifik sind die dickste Bevölkerung der Welt. Neunzig Prozent sind übergewichtig, über die Hälfte der Übergewichtigen haben einen Body-Mass-Index von über dreissig und zählen damit zu den Fettleibigen.



Von den Schweizern ist zwar erst knapp ein Drittel übergewichtig. Aber wenn man bedenkt, dass vor zwanzig Jahren nur jeder Vierte im Land zu viel Speck auf den Rippen hatte, ist die Zunahme rasant. Am meisten Übergewichtige haben die Kantone Uri, Schwyz und Jura, die schlanksten Kantone sind Neuenburg und Waadt. Knapp hinter dem Kanton Jura, in dem mit 12,4 Prozent am meisten Fettleibige leben, kommt der Stadtkanton Basel-Stadt. Das ist einigermaßen überraschend, denn Stadtbewohner sind in der Regel schlanker als ihre ländlichen Mitbürger. Die Ursache sind möglicherweise die deutschen Grenzgänger; jedenfalls sind die neuen Zahlen so beeindruckend, dass der Staat vielleicht irgendwann in Erwägung zieht, nicht nur die Raucher steuermässig auszunehmen, während die Fastfood-Junkies und Liebhaber von zuckrigen Billiggetränken sich mit schmalen Budget Kilo um Kilo anfuttern können, bis sie Diabetes bekommen.

Tröstliches hingegen wird aus der Diätszene berichtet, wo die ultimativen Abmagerungskuren bekanntlich schneller wechseln als Modedesigner. Falls Sie nach der Veröffentlichung der oben zitierten Gewichtsdaten des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums auch dachten, so könne es doch mit dem Verfetten nicht weitergehen: Halten Sie sich nicht mit der Suche nach der geeigneten Diät auf. Atkins? Zone? Mediterran? Brigitte-Diät oder South Beach? Alles egal, sagt das neue *Journal of the American Medical Association*: Diäten wirken mit minimalen Unterschieden fast alle, sofern man sich daran hält, egal, ob Sie weniger Fett oder weniger Kohlehydrate essen. Wählen Sie die, von der Sie vermuten, dass Sie Ihnen am ehesten schmecken wird. Und wenn es gelegentlich schwerfällt, denken Sie an den Satz von Kate Moss: «Nothing tastes as good as skinny feels.» Er stimmt.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf einem der Gastwirt aus einer Rhäzünser-Mineralwasserflasche ebendieses Wasser in ein Arkina-Wasserglas einschenken?

*Oliver Federer, Bonstetten*

Aus Gründen der «Einheit der Materie» sollte der Gastwirt das natürlich nicht tun. Ebenso wenig wie er Rivella in Coca-Cola-Gläser ausschenken soll. Es wirkt nicht stilsicher. Allerdings hat es – anders als etwa bei Weiss- beziehungsweise Rotweingläsern – geschmacklich keinen Einfluss, aus welchem Glas Sie Wasser trinken. Wenn nun das Mittagessen, sagen wir, zwischen fünfzehn und zwanzig Franken kostet, dürfen Sie sich über falsch angeschriebene Gläser sowieso nicht aufhalten. Ist es teurer, dürfen Sie sich leise ärgern, aber es nicht sagen. Und ist es ein teures Restaurant, dürfen Sie ein passendes Glas verlangen. *David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Der entscheidende Unterschied zwischen Christentum und Islam scheint die Aufklärung zu sein.» *Ute Vogt*

### Kostbar für die Schweiz und Europa

Nr. 36 – «Mohammed oder Jesus?»; Peter Keller über Religion

Verfolgung oder Nächsten- und Feindesliebe? Unterjochung oder Vermittlung von unantastbarer Würde? Tod für Sünder oder Vergeltung und Bezahlung für Sünder? Ich wähle jeweils Letzteres: Jesus.

*Christian Haslebacher, Märstetten*

Herzlichen Dank für dieses Titelthema. Sie leisten damit Kostbares für die Bevölkerung der Schweiz und Europas.

*Petr Michalek, Zürich*

Der entscheidende Unterschied zwischen Christentum und Islam scheint mir nicht nur der Religionsinhalt, sondern auch die Aufklärung zu sein, die es im Islam nie gegeben hat, die aber die christliche westliche Welt entscheidend geprägt hat. Zwar ist das katholische Christentum immer noch eine rückwärts-gewandte, dogmatisch-diktatorische und in vielem auch menschenverachtende Religion (Pädophilie-Fälle, frühere Frauen- und Waisenhäuser in Irland, Frauen nicht gleichberechtigt, hohe Intoleranz gegen jedwede Abweichung, Doppelmoral usw.), aber eine derartig grauenhafte Missachtung aller Menschen- und Grundrechte dürfte in überwiegend christlichen Gesellschaften und Staaten mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht (mehr) vorkommen oder würde, falls doch, geächtet. *Ute Vogt, Schossin (D)*

### Behauptung ohne Beweis

Nr. 36 – «Warum ich trotzdem Muslimin bleibe»; Plädoyer von Jasmin El-Sonbati

Frau El-Sonbati behauptet in ihrer Rechtfertigung, weshalb sie trotz barbarischer Abschachtungen von Andersdenkenden im Namen des Islam weiterhin eine Muslima bleibe: Der Koran sei ein Selbstbedienungsladen. Die eine Sure sage das eine, die andere das Gegenteil. Deshalb sei es unabdinglich, die Verse zu interpretieren und in einen historischen Kontext zu setzen. Damit unterstellt Frau El-Sonbati, dass es neben den eindeutig zur Unterwerfung Andersgläubiger und zur Gewalt an Nicht-Muslimen aufrufenden Suren (z. B. 2, 191 oder 8, 12) auch Suren gebe, die diese Gewalt explizit verbieten. Leider unterlässt es die Autorin, die entsprechenden Verse zu zitieren. Damit bleibt das Geschriebene letztlich eine Behauptung. *Olivier Kessler, Zürich*

### Jenseits der Pubertät

Nr. 36 – «Begehren»; Editorial von Roger Köppel

Ich habe bis jetzt geglaubt, dass sich Menschen jenseits der Pubertät von Tieren dadurch unterscheiden, dass sie ihre Triebe mehr oder weniger unter Kontrolle haben.

*Julia Keller, Hertenstein*

### Uneingeschränkte Macht

Nr. 36 – «Scham und Schändung»; Pirmin Meier über Geri Müller

Dieser Beitrag über die kulturhistorische Bedeutung der Scham ist das Gescheiteste, was bisher über Geri Müller geschrieben wurde. Als Historikerin beginne ich, wo Meier endet und Köppel irrt: Der Trieb ist nicht einfach unkontrolliert, sondern wird durch die soziale Kontrolle von rechtlich Gleichgestellten in Schranken gewiesen – eben Meiers Scham. Wenn Geri Müller seine Partnerin im Anschluss an seine 1.-August-Rede in Baden öffentlich mit deutlich sexueller Komponente küsst, ist dies historisch nur so zu lesen: Hier tritt nicht ein Bürger Roms vor anderen Bürgern Roms auf, sondern ein absoluter Fürst vor seinem ihm unterstellten Gefolge.

Die Botschaft, die Geri Müller in Baden an sein Publikum sendet, lautet: Ich foutiere mich um Anstand und Konvention, ich verkörpere die uneingeschränkte Macht. Die Küsserei in Baden und die im Nationalratssaal und der Badener Amtsstube aufgenommenen Bilder von seinem erigierten Penis waren nicht triebhafte Ausrutscher, sondern die ultimati-



CRESTA  
PALACE

## *Herbstzauber*

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub. Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.  
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.– pro Person  
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen  
Sommersaison bis 12. Oktober 2014

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 · [www.crestapalace.ch](http://www.crestapalace.ch)  
Elisabeth und Hanspeter Herren



*das Bergjuwel*

ven Kicks, die seine sexuellen Fantasien befeuern und sein hypertrophiertes Eigenbild – Macht und Unangreifbarkeit – erahnen lassen.  
*Calista Fischer, Zürich*

#### Künstlich und naiv

Nr. 35 – «Ohne Privatheit stirbt die Freiheit»;  
Editorial von Roger Köppel

Wer in unseren demokratischen Gemeinwesen in eine gewisse höhere Funktion berufen ist oder sich freiwillig in eine solche begibt, hat auf Vorbildlichkeit zu achten, oder aber er muss auf die Stellung verzichten. Unbeschadet des Schutzes der Privatsphäre ist eine völlige Trennung von Beruflichem und Privatem künstlich und naiv. Sie ist auch unerwünscht, da man daran interessiert sein muss, dass der für gesellschaftliche Belange Verantwortliche hinreichend integer ist und sich beherrscht. Hier spielt auch Diskretion eine Rolle; wer das Internet benutzt, muss wissen, dass er bereits am Gartentor seines Hauses steht. *A. Schanz, Overijse (B)*

#### Wildwuchs

Nr. 34 – «Was das Asylwesen wirklich kostet»;  
Markus Schär über die Flüchtlingspolitik der Schweiz

Endlich, dachte ich mir beim Lesen des Titels «Was das Asylwesen wirklich kostet». Aber auch

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.  
Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

die für ihre ausgezeichnete Recherchier-Arbeit bekannte *Weltwoche* vermochte das vom Departement Sommaruga und von der wild wuchernden Asylindustrie in unzähligen Positionen versteckte Zahlen- und Datenmaterial nicht zu durchdringen. Bereits am 16. September 1996 war der Bundesrat nicht in der Lage, eine einfache Anfrage von Nationalrat Toni Dettling in Sachen Transparenz im Asylwesen auch nur annähernd schlüssig zu beantworten. Ueli Schlüer erstellte dann 2012 in der *Schweizerzeit* eine Schätzung aller Kosten (tägliche Versorgung, Kost und Logis, Kleidung, Krankheits- und Unfallkosten, Versicherungen und Sozialhilfe,

Schule und Schulung, gesamte Administrativkosten von Bund, Kantonen und Gemeinden, Polizei- und Justizkosten, Rechtsvertreter-, Übersetzer- und Ausschaffungskosten) und multiplizierte, gestützt auf diese Positionen, die jährlichen 80 000 Franken mit 89 145, der Zahl der Personen, die sich am 31. Oktober 2012 unter Asylrecht in der Schweiz befanden (Asylsuchende, anerkannte Flüchtlinge, vorläufig Aufgenommene und abgewiesene Asylsuchende). Bei dieser Rechnung kommen somit pro Jahr rund 7 132 000 000 Franken zusammen.

Ich habe bis heute nirgends eine Gegen-darstellung gefunden, die diese Schätzung begründet widerlegt hätte. Und über die Kosten für die wohl über 200 000 Sans-Papiers müsste dann auch noch diskutiert werden. 2012 hat unser Bundesparlament beschlossen, für Bildung, Forschung und Innovation in den nächsten Jahren 26,4 Milliarden auszugeben, also 6,4 Milliarden jährlich. Merken Sie etwas?

Für das bestehende Asylchaos geben wir Steuerzahler jährlich mehr aus, als der Bund für unsere Bildung jährlich ins Budget stellt. Und bitte nicht vergessen, die hochfrisierte Anerkennungsquote liegt zurzeit bei 24 Prozent, und bei einer gescheiterten Regelung des ganzen Flüchtlingswesens könnte wohl den echten Flüchtlingen mit einem wesentlich kleineren Betrag besser geholfen werden.  
*Wolfgang Sidler, Luzern*

## ePRIVATE BANKING

DIE BESTE ADRESSE FÜR  
VERMÖGENSVERWALTUNG  
*ist meine eigene.*



Jetzt mehr erfahren auf:  
[www.swissquote.com/epb](http://www.swissquote.com/epb)

 **SWISSQUOTE**  
THE SWISS LEADER IN ONLINE BANKING

# Tickende Sozialbomben

Die Betreuung von nicht integrierbaren Zuwanderern bringt die Gemeinden finanziell und personell an den Anschlag. Eine einzelne Familie kann die Steuerzahler schnell Millionen kosten, wie konkrete Fälle zeigen. Der Nutzen der teuren Settings lässt sich kaum nachweisen. *Von Alex Baur*

Als Ayan Mohamud\* vor sechs Jahren mit ihrem wenige Monate alten Säugling in Musterlingen\* auftauchte, konnten die Behörden der Gemeinde kaum ahnen, was noch alles auf sie zukommen würde. Die 33-jährige Frau stammt aus Somalia, sie war illegal in die Schweiz eingereist und hatte von Anfang an grosse Schwierigkeiten, sich einzugliedern. Ihr Asylgesuch wurde abgelehnt, da sie weder politisch noch sonst irgendwie verfolgt ist. Geblieben ist sie trotzdem, als «vorläufig Aufgenommene» (Bewilligung F), wie es so schön heisst. «Vorläufig» bedeutet in Wirklichkeit fast immer immer «definitiv», zumal Ayan Mohamud bald zwei weitere Kinder (Vater abgetaucht) zur Welt brachte.

Die Betreuung der dreifachen Mutter, die sich standhaft weigerte, auch nur ein Wort Deutsch zu lernen, war schwierig und aufwendig. Mal gab es Meldungen, gemäss denen die Kinder verwahrlost seien, dann wiederum alarmierte die Frau die Ambulanz wegen irgendeiner Lappalie, die Gemeinde bezahlte den Fehlalarm. Richtig dramatisch wurde es im Mai 2012, als ohne jede Vorankündigung die angebliche Grossmutter von Ayan Mohamud mit sechs weiteren Kindern im Alter zwischen sieben und dreizehn Jahren in Musterlingen auftauchte.

## Salbungsvolle Worte vom Bund

Die Gemeinde hatte nun plötzlich eine elfköpfige Familie unterzubringen und zu versorgen. Wie sich herausstellte, waren die sechs Kinder mit ihrer mutmasslichen Grossmutter direkt aus Addis Abeba eingereist, wo sie bis dahin gelebt hatten, offiziell und mit regulärem Schweizer Visum. Die Eidgenossenschaft hatte, im Sinne der Familienzusammenführung, sogar die Kosten für den Flug übernommen. Dabei ist nicht einmal erwiesen, ob es wirklich die Kinder von Ayan Mohamud sind. Obwohl gefälschte Geburtsurkunden in Afrika zur Tagesordnung gehören, verzichtete die Schweizer Vertretung auf DNA-Tests.

Eine Protestnote der Gemeinde ans Bundesamt für Migration (BfM) beantwortete Amtsdirektor Mario Gattiker im Juni 2012 persönlich. Mehr als schöne Floskeln («Ich habe grosses Verständnis für die schwierige Situation, in der sich Ihre Gemeinde bei der Zuweisung von Unterkünften an Asylsuchende befindet») hatte Gattiker allerdings nicht anzubieten. Seine salbungsvollen Worte empfanden die lokalen Behörden als Hohn.

Die «Zuweisung» einer Wohnung war schwierig genug, doch sie war, gemessen an dem, was noch kommen sollte, das kleinste von vielen Problemen. Die Familie Mohamud wird die sozialen Institutionen von Musterlingen, dies dürfen wir heute getrost prognostizieren, noch viele Jahre auf Trab halten und die Gemeinde Hunderttausende von Franken, wenn nicht Millionen kosten.

Allein für die Grundversorgung von Ayan Mohamud und ihren Kindern blättert die Gemeinde monatlich Fr. 7299.90 hin. Dazu kommen sogenannte «situationsbedingte Leistungen» – vom Zahnarzt über Möbel bis zu Übersetzern für alle möglichen Anlässe – sowie Familien-Coaching und individuelle

## Die Gemeinde hatte nun plötzlich eine elfköpfige Familie unterzubringen und zu versorgen.

Erziehungshilfe (Kostenpunkt: Fr. 3390.– pro Monat). Da die Frau aus Somalia trotz dem aufwendigen Sondersetting mit der Betreuung ihrer Kinder völlig überfordert ist, gehen die beiden Kleinsten in die Krippe.

Ein sechsjähriger Junge besucht den Kindergarten, ein neunjähriges Mädchen die erste Klasse der Primarschule. Wenigstens bei diesen beiden scheint bislang alles normal zu verlaufen. Ein Zehnjähriger fiel schon «am ersten Tag seiner Ankunft durch provokatives und aggressives Verhalten» auf, wie in den Schulakten vermerkt ist, eine Fremdplatzierung wurde ins Auge gefasst. Vorläufig wurde er in eine Sonderschule eingewiesen, ebenso sein elfjähriger Bruder, auch dieser erwies sich als kaum integrierbar.

Ein zwölfjähriges und ein dreizehnjähriges Mädchen wiederum konnten in den regulären Schulbetrieb integriert werden, für sie besteht eine Chance, dass sie dereinst wenigstens eine Anlehre absolvieren. Für das älteste der neun Kinder, einen fünfzehnjährigen Burschen, dürfte dieser Zug abgefahren sein. Seine Bildungslücken sollen in einer Privatschule notdürftig zugekleistert werden. Die Ausbildung steht bei ihm allerdings zurzeit nicht im Vordergrund. In mehreren Operationen musste er vorweg von einem Geburtsgebrechen befreit werden.

Frau Mohamud mit ihren neun Kindern ist keineswegs ein Einzelfall. Seit der Jugoslawienkrise, vor allem aber auch mit dem Einsetzen der Migrationswelle aus Afrika schlagen sich die Gemeinden vermehrt mit kaum integrierbaren

Ausländerfamilien herum. Und das geht gewaltig ins Geld. Erst kürzlich berichtete die *NZZ am Sonntag* von einer kleinen Zürcher Landgemeinde, die für die Betreuung einer Grossfamilie (Sonderplatzierungen, Integrationsmassnahmen) jährlich mehr als eine halbe Million Franken aufbringen muss. Bei Steuereinnahmen von zwei Millionen ist dies rund ein Viertel des ganzen Gemeindebudgets. Gemeinden, welche die Hälfte ihres Budgets und mehr für Soziales ausgeben, sind längst keine Ausnahmen mehr. In Biel übersteigen die Sozialausgaben bereits den Steuerertrag von natürlichen Personen.

## Verwedeln und verschweigen

Die *NZZ am Sonntag* verlangt deshalb im Chor mit dem Sozialkartell Skos einen Lastenausgleich. Einen wesentlichen Punkt durften die Leser des selbsternannten Qualitätsblatts indes nicht erfahren, er wurde ihnen mit Bedacht vorenthalten: Die teure Fürsorge-Familie hat eine Herkunft, und auch wenn nicht so klar ist, ob sie nun aus Äthiopien oder Eritrea stammt – es handelt sich um Leute, die via Asylschiene aus Afrika eingewandert sind. Im Zuge eines Integrationsexperiments, das offenbar grossartig gescheitert ist, wurde die Familie in die Landgemeinde verfrachtet, wie der *Tages-Anzeiger* letzte Woche berichtete.

Mit ihrem vornehmen Verwedeln und Verschweigen politisch nicht opportuner Tatsachen bewegt sich die *NZZ am Sonntag* ganz in der Tradition der Sozialindustrie. Und hier liegt eine der Wurzeln des Übels: Weil sich die Probleme im Sozialbereich unter dem Schutzschild des Amtsgeheimnisses und des Datenschutzes sehr einfach schönreden und verbergen lassen, werden die Probleme lange nicht als solche erkannt. Für Insider war indes schon lange absehbar, dass die Integration nicht integrationsfähiger Immigranten die Schweizer Gemeinden vor fast unlösbare logistische Herausforderungen stellt und vor allem in finanzieller Hinsicht eine Zeitbombe ist.

Jetzt sollen die Lasten verteilt werden. Doch damit wird das Problem nicht gelöst, sondern bloss vernebelt und verlagert. Es ist sogar zu befürchten, dass die Kosten vollends aus dem Ruder laufen, wenn die Gemeinden das Geld nicht mehr selber erwirtschaften müssen, das sie im Namen der Nächstenliebe verteilen. Diese Erfahrung hat bereits der Kanton Bern gemacht, wo der Lastenausgleich bei der Sozialhilfe vor allem in grösseren Gemeinden zu einer Kostenexplosion führte.



*Fast unlösbare logistische Herausforderungen.*

Als die Gemeinde Aarburg im letzten August gegen die zunehmende Belastung der Sozialhilfe durch Asylanten rebellierte, machte Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) laut und unmissverständlich klar, was sie von diesen Sorgen hält: «null Verständnis». Dabei ist Sommaruga mitverantwortlich für die Misere. So weitete sie vor einem Jahr in einer von der Öffentlichkeit kaum wahrgenommenen Weisung den Familiennachzug für «vorläufig Aufgenommene» auf Eltern, Grosseltern, Enkel und Geschwister aus. Das Resultat dieser Politik lässt sich in Zahlen messen: Lag die Erwerbsquote bei den Asylbewerbern 2008 noch bei 11 Prozent, halbierte sich die Zahl fünf Jahre später auf 6,5 Prozent.

Besonders ausgeprägt ist die Fürsorgeabhängigkeit bei den Eritreern, die seit Jahren an der Spitze der Asylstatistik stehen. Zumeist handelt sich um angebliche Militär- und Zivildienstverweigerer – ein Asylgrund, den es seit der Annahme der Asylvorlage im Juni 2013 durch das Schweizer Volk theoretisch gar nicht mehr gibt. Sommaruga hatte allerdings bereits damals klargestellt, dass sie nicht daran denkt, das Gesetz anzuwenden. Mit Folgen. Nach einem kurzen Rückgang wurden im laufenden Jahr be-

reits 3670 neue Asylanträge von Eritreern registriert. Ein Rekord. Doch gerade die Eritreer erweisen sich als besonders integrationsresistent. Im Kanton Zürich leben sie gemäss einer Erhebung zu über 80 Prozent von der Sozialhilfe, im Aargau sollen es gar 98 Prozent sein.

Welche Kosten und Lasten als langfristige Folge der Asylmigration auf die Sozialämter zukommen, lässt sich am Beispiel der eingangs erwähnten Gemeinde Musterlingen plastisch aufzeigen. Wegen des Quellen- und Datenschutzes haben wir alle Namen abgeändert, jenen der Gemeinde inklusive. Die Fak-

---

### «Die Sozialindustrie boomt», bilanziert ein langjähriger Mitarbeiter des Sozialamtes.

---

ten entsprechen jedoch der Realität, sind amtlich dokumentiert – und sie sprechen für sich.

Musterlingen ist eine typisch Agglomerationsgemeinde mit über 10 000 Einwohnern und einer Sozialhilfequote von gut 4 Prozent. Die Aufwendungen für die Sozialhilfe belaufen sich auf gut 50 Prozent der öffentlichen Ausgaben. Etwas mehr als die Hälfte der So-

zialhilfebezüger sind Ausländer. Zählt man jedoch den Asylbereich und die Eingebürgerten hinzu, haben gegen 80 Prozent der Fürsorgebezüger einen sogenannten Migrationshintergrund. Richtig teuer wird es in aller Regel aber vor allem bei Immigrantenfamilien, die aus dem Süden via Asyl zugewandert sind.

Da wäre zum Beispiel die kosovarische Fürsorge-Familie Tahiri\*, die in den neunziger Jahren in die Schweiz einwanderte. Als «vorübergehend Aufgenommene» hätten sie spätestens 2003 wieder ausreisen müssen. Die Tahiris, die ferienhalber regelmässig ins Kosovo reisen, sind in ihrer Heimat offenkundig nicht bedroht. Doch ausgerechnet damals holte sich Vater Tahiri bei einem Unfall mit seinem Auto angeblich ein Schleudertrauma. Seither redet niemand mehr von der Heimreise. Jahrelang prozessierte Tahiri um eine IV-Rente, die ihm nach Aufhalten in Spezialkliniken aber verweigert wurde. Seine angebliche Gebrechlichkeit hinderte ihn nie am Autofahren, sehr wohl aber am Arbeiten. Und das Sozialamt von Musterlingen zahlte trotzdem stets klaglos.

Die Sozialausgaben für die mittlerweile siebenköpfige Familie dürften die Millionenschwelle längst überschritten haben. So fort-

pflanzungsfreudig sich die Tahiris erwiesen – sie zeugten fünf Töchter, die heute zwischen 4 und 21 Jahre alt sind und alle zu Hause leben: als Eltern haben sie jämmerlich versagt. Die «Familiensituation ist komplex und problembelastet», diagnostizierten die Sozialberater einfühlsam, «seit 2001 ist Herr Tahiri krank, sein Vater mischte sich sehr ins Familiensystem ein». Die Akten zeugen von Gewalt, mehrmals musste die Polizei einschreiten.

### Sonderbetreuung für alle fünf Töchter

Alle fünf Töchter geniessen in irgendeiner Form eine therapeutische Sonderbetreuung, sei sie medizinischer, psychologischer oder schulischer Natur. Doch der Erfolg lässt auf sich warten. Obwohl die beiden ältesten Töchter (Jahrgang 1993 und 1994) weitgehend in der Schweiz aufgewachsen sind, haben sie keine Lehre geschafft. Jeder Versuch, die beiden jungen Frauen über aufwendige Programme wenigstens rudimentär ins Erwerbsleben einzuführen, endete bislang mit einem Debakel. Die sechzehnjährige Tochter, so notierte ein Sozialarbeiter, fühle sich «überfordert» von der Betreuung ihrer kleinen Geschwister und könne deshalb «für die Schule nicht viel arbeiten».

Auf Antrag des gesetzlichen Beistandes hat die Sozialbehörde von Musterlingen kürzlich beschlossen, die individuelle «Familienbegleitung» durch Integrations- und Sozialpädagogen für monatlich 2200 Franken weiterzuführen. Der behördliche Beschluss war reine Formsache. Anfang Jahr hat das Bundesgericht nämlich verfügt, dass die kommunalen Behörden kein Mitspracherecht mehr haben, wenn die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde KESB (früher Vormundschaftsbehörde) eine Massnahme verfügt. Die Gemeinden sollen zahlen und schweigen.

### Die Verantwortung trägt niemand

«Die Sozialindustrie boomt», bilanziert ein langjähriger Mitarbeiter des Sozialamtes von Musterlingen gegenüber der *Weltwoche*. Die Branche habe «den Vorteil, dass sie sich ihre Aufträge selber erteilt und das Resultat meistens nicht objektiv überprüfbar ist». Bei der sozialen Betreuung von Jugendlichen sind bisweilen ein halbes Dutzend Instanzen involviert: Sozialämter und -behörden, KESB, Jugend- und Familienberatung, Kinder- und Jugendpsychiatrie, Schulpflege, Familienbegleitung und Kulturvermittler für Ausländer und oft auch die Jugendanwaltschaft. Wo es viele Mitverantwortliche gibt, trägt am Ende keiner mehr die Verantwortung.

Ebenso intransparent sind die Finanzflüsse. Weil die sozialen Massnahmen aus verschiedensten Kassen und Kässeli von Gemeinde, Bund, Kanton und Schulgemeinde berappt werden, fühlt sich am Ende keiner wirklich berufen, auf das lästige Geld zu achten. Kein

Wunder, dass die Kosten für die Sozialhilfe aus dem Ruder laufen. Die erwähnten Fürsorge-Grossfamilien aus Somalia, Eritrea und dem Kosovo sind sicher Extremfälle, aber sie sind keineswegs seltene Ausnahmen. Dies zeigt ein Blick in ein paar eher zufällig ausgewählte Dossiers, mit denen sich das Sozialamt von Musterlingen in jüngerer Zeit herumgeschlagen hat:



«Null Verständnis»: Bundesrätin Sommaruga.

— Einer fünfköpfigen Familie aus Angola wurde die Wohnung gekündigt, weil sie über längere Zeit ihre Miete nicht bezahlte. Die Familie ist überschuldet, obwohl beide Elternteile Teilzeit arbeiten und seit Jahren Sozialhilfe beziehen. Eine fünfzehnjährige Tochter wurde in einem Sonderschulheim platziert (Fr. 108 000.– pro Jahr), für die Betreuung der beiden jüngeren Kinder wurde eine «Familienbegleitung» (Fr. 40 000.– pro Jahr) kürzlich verlängert.

— Ein achtzehnjähriger Bursche türkischer Abstammung wird im «begleiteten Wohnen» platziert (Fr. 66 000.– pro Jahr). Seine 22-jährige Schwester befindet sich in der Abklärung für eine Anlehre (Fr. 2850.–); eine Sonderlehre mit Intensivbetreuung (Fr. 9300.– pro Monat) erbrachte das erhoffte Resultat nicht.

— Eine fünfköpfige Fürsorge-Familie aus dem Irak braucht neue Möbel, da die Kinder grösser geworden sind (neue Betten, Schreibtisch); Fr. 3000.– gemäss Skos-Richtlinien werden beantragt. Gebrauchtmöbel aus dem Brockenhaus gelten als nicht zumutbar, sie könnten das Selbstwertgefühl von Fürsorgebezügerinnen beeinträchtigen.

— Die Unterbringung eines mittlerweile vierzehnjährigen Schweizer, der seit seiner Geburt

in einer sozialpädagogischen Pflegefamilie intensiv versorgt ist, wird routinemässig verlängert. Der Beitrag der Gemeinde ist von Fr. 70 440.– auf Fr. 92 544.– pro Jahr angestiegen.

— Eine dreifache Mutter aus dem Kosovo hat die Kontrolle über ihren dreizehnjährigen Jungen verloren, dessen Vater im Gefängnis sitzt; eine Psychotherapie fruchtete nichts, der Bursche terrorisiert seine Halbgeschwister und Gspänli. Ein individuelles «Familien-Coaching» (Fr. 5095.– pro Monat) wird eingerichtet.

— Eine andere dreifache Mutter aus dem Kosovo will für ihre Scheidung nach Pristina fliegen; für den Flug (inkl. Kindern) wird ihr ein «Vorschuss» von Fr. 3040.– gewährt. Bustickets sind angeblich ausverkauft (Ferienzeit).

— Eine 24-jährige Mazedonierin und ihr sechsjähriger Sohn, die vor zwei Jahren «vorläufig» aufgenommen wurden, werden wegen allgemeiner Verwahrlosung (verfaulte Zähne, mangelnde Aufsicht) und Gewalt in der Familie in eine sonderpädagogische Mutter-Kind-Institution eingewiesen (Fr. 140 400.– pro Jahr). Der Kindsvater, ein abgewiesener Asylbewerber aus Afrika, lebt mittlerweile in Deutschland. Warum die Mazedonierin über zehn Jahre nach dem Kriegsende in der Schweiz als Flüchtling aufgenommen wurde, bleibt rätselhaft.

— Eine 42-jährige Philippinerin, die vier Kinder von verschiedenen Vätern hat, lebt mit ihrem vierjährigen Jüngsten ebenfalls in einer Mutter-Kind-Institution (Kostenanteil der Gemeinde: Fr. 86 400.– pro Jahr). Weil ihr selbst im geschützten Rahmen die Betreuung zu viel geworden ist, wird der Kleine zwischendurch in der Krippe platziert (Fr. 1380.– pro Monat). Darüber hinaus finanziert die Gemeinde eine begleitete Besuchsregelung (Fr. 3400.– pro Monat) für den angeblich gewalttätigen Kindsvater, mit dem sich die Frau heillos zerstritten hat. Eine mittlerweile achtzehnjährige Tochter der Philippinerin lebt schon seit vielen Jahren in einem Heim. Zwei weitere Kinder leben heute bei ihren Vätern in den Philippinen.

Die Liste des Elends aus der Gemeinde Musterlingen liesse sich fortsetzen. Wären positive Resultate zu sehen, könnte man all die Massnahmen betrachten als zwar teures, aber doch auch stolzes Zeugnis einer solidarischen Gesellschaft, der nichts zu teuer ist, wenn es darum geht, Kinder und Jugendliche vor der Verwahrlosung zu bewahren. Doch greifbare Erfolge scheinen so rar zu sein wie Quellen in der Sahara. Die Mohamuds, Tahiris und wie sie alle heissen, werden unseren Sozialhelfern noch lange Jahre erhalten bleiben. Und an Nachschub mangelt es auch nicht.

*\*Namen geändert*



WELCOME TO OUR WORLD



CHRONOMAT 44 GMT



Die berühmte, 1964 gegründete Patrouille Suisse zelebriert 50 Jahre Spitzenkönnen im Flug. Mit ihren sechs rot-weiss bemalten Überschalljägern und ihren Top-Piloten hat sie sich als eine der weltbesten Formationen und als Botschafterin für Präzision und helvetische Vortrefflichkeit durchgesetzt. Zur Feier dieses Jubiläums legt Breitling – der privilegierte Partner der Aeronautik – eine Spezialversion seines Aviatikchronografen Chronomat auf mit dem offiziell Chronometer-zertifizierten Doppelzeitzonen-Manufakturkaliber B04. Ein Kondensat aus Power und Performance. Willkommen in der Welt der Elite.

**RUCKLI**  
seit 1898 goldrichtig  
AM BAHNHOFPLATZ LUZERN



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

# Zahlen!

Immer mehr Leute beziehen immer mehr Sozialhilfe, selbst in guten Zeiten. Diese Entwicklung ist beunruhigend. Der wichtigste Grund dafür lässt sich mit einfachen Berechnungen zeigen: Die fast überall im Gesetz festgelegten Leistungen sind zu hoch. *Von Markus Schär*



«Da gibt es einfach keinen Spielraum»: Politikerin Frösch.

«Das ist wissenschaftlich, das ist praxisnah», beteuert Therese Frösch im Gespräch mit Radio SRF. Die grüne Berner Politikerin, die seit drei Monaten der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos) vorsitzt, verteidigt sich gegen die Kritik, die Unterstützten erhielten zu grosszügige Hilfe. Es gebe in der Schweiz drei Existenzminima, jenes für die Ergänzungsleistungen von 1600 Franken, jenes nach Betreibungsrecht von 1200 Franken und schliesslich als tiefstes jenes gemäss den Richtlinien der Skos: 986 Franken im Monat, wie in den anderen Fällen plus Wohnkosten und Gesundheitsausgaben. «Wenn Sie das vergleichen», ereifert sich die oberste Sozialhelferin des Landes, «dann sehen Sie: Da gibt es einfach keinen Spielraum.»

Sie verschweigt: Sowohl Wissenschaftlerinnen als auch Praktiker widersprechen ihr. Die angeblich wissenschaftlich und praxisnah ausgetüftelten Leistungen gemäss Skos, die im Land wie ein Gesetz gelten, führen gerade zur Misere, die die Städteinitiative Sozialpolitik vor

zwei Wochen wortreich beklagte: «Die Sozialhilfe wird für viele zur langfristigen Existenzsicherung.» Die Fürsorgezahlungen der Gemeinden, einst als Nothilfegedacht, verstetigten sich zur Vollkaskoversorgung für alle, die keine Arbeit finden – oder gar keine suchen, weil sie bequem von Steuergeldern leben.

## Wohltäter und ihre Wohltaten

Mehr als eine Viertelmillion Menschen brauchen in der Schweiz Sozialhilfe, jeder Achte in Biel, jeder Zehnte in Lausanne und immerhin jeder Zwanzigste in Winterthur mit dem stärksten Wachstum (18 Prozent) seit 2010, also seit der Präsident der Städteinitiative, Nicolas Galladé (SP), dort das Sozialdepartement führt. Die Verantwortlichen der Städte, die unter ihren Lasten ächzen, fordern Solidarität, also Geld von den anderen Steuerzahlern im Kanton und im Bund, sie wollen ihre Schützlinge mit Ergänzungsleistungen für Familien unterstützen oder wieder in die Invalidenversicherung abschieben, die sich bis vor wenigen Jahren dafür

missbrauchen liess: «Früher hat man die Leute einfach auf die IV getan», sagte Therese Frösch dazu bei Radio SRF.

Die Wohltäter, die wie Nicolas Galladé im überschuldeten Winterthur ihre Wohltaten nicht mehr bezahlen können, verschwenden aber offenbar keinen Gedanken daran, wie sich das stete Wachstum der Ausgaben trotz guter Konjunktur bremsen oder gar brechen liesse. Zum Beispiel, indem sie die Zusatzleistungen streichen und die Grundansätze senken. Dabei erleben Praktiker und belegen Wissenschaftlerinnen, dass es allen Beteuerungen zum Trotz durchaus Spielraum nach unten gäbe: Die Sozialhilfe-Renten, von den Bezüglern gerne als «Lohn» bezeichnet, sind zu hoch – sie bewirken deshalb, dass sich immer mehr Einkommensschwache ins soziale Netz fallenlassen.

Nur wenige Gemeinden und Kantone wagen bisher, den allmächtigen Verein Skos in Frage zu stellen. Das Berner Kantonsparlament kürzte vor einem Jahr in seinen Finanznöten die Ansätze um zehn Prozent – neckischerweise in der gleichen Session, in der es sich üppigere Bezüge schenkte. Der Regierungsrat setzte den Sparbefehl aber nicht um, sondern stutzte nur die Integrationszulagen, die bei Erwerbstätigen zu den Grundzahlungen dazukommen. Und jetzt fordert eine Petition von rot-grünen Parteien und Organisationen, ganz auf die Kürzung zu verzichten, denn sonst «kann man nicht mehr von einem Sozialstaat sprechen».

«Nach den Skos-Richtlinien ist der Grundbedarf für den Lebensunterhalt allgemein zu hoch angesetzt», widerspricht eine SVP-Interpellation, die im Juni im 130-köpfigen Thurgauer Kantonsparlament, wo die betroffenen Gemeindepolitiker die grösste Fraktion bilden, mit 80 Unterschriften eingereicht wurde. «Junge Erwachsene können mit den Leistungen der Sozialhilfe recht gut leben und erhalten zu wenig Anreize, um eine Arbeitsstelle anzutreten. Auch ein Familienvater mit mehreren Kindern erhält teilweise höhere Sozialhilfeleistungen, als anderen Familien mit dem Arbeitsverdienst zur Verfügung steht. Es ist eine völlig falsche Entwicklung, wenn sich das Arbeiten nicht mehr lohnt.»

Das sind keine Stammtischsprüche – dasselbe sagt, laut und deutlich schon seit langem, die führende Expertin für die Ökonomie des Sozialstaats: Monika Bütler. Die St. Galler Professorin stellt fest, mindestens 2400 Franken für eine junge Person in der Sozialhilfe seien viel Geld, zu viel, um sie zur eigenverantwortlichen

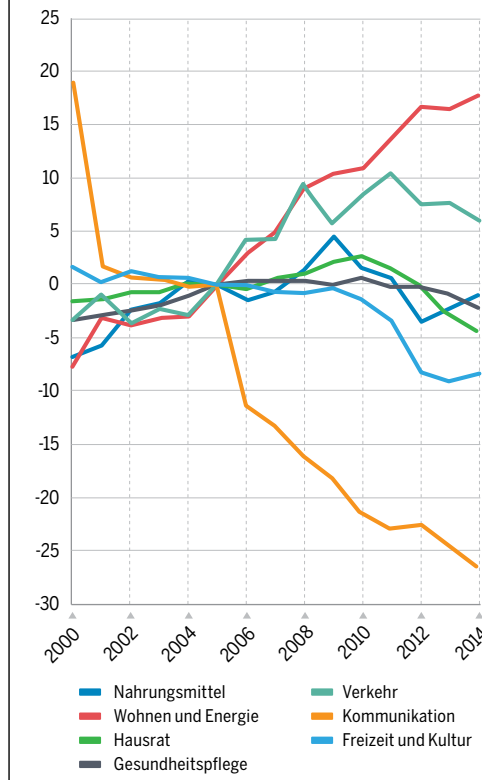
Erwerbstätigkeit zu bewegen: «Viele meiner Studenten leben mit deutlich weniger Geld.» Und sie rechnet vor: «Eine vierköpfige Familie mit zwei vollen Pensen und einem Einkommen von 130 000 Franken im Jahr hat letztlich nur 10 000 Franken mehr zur Verfügung, als wenn sie Sozialhilfe beziehen würde.» Arbeiten lohnt sich für diese Familie nicht, denn ihr fehle deswegen die Freizeit, um nach günstigeren Angeboten oder noch üppigeren Finanzquellen zu suchen.

Wozu das führt, zeigte vor zwei Jahren die Studie «Der strapazierte Mittelstand» von Avenir Suisse, zu der Monika Bütler massgeblich beitrug. «Der Staat pflügt die Primärverteilung um», stellte der Think-Tank fest. Das heisst konkret: Vor der Umverteilung – also bei der Primärverteilung – haben mehr als 75 Prozent der Schweizer Haushalte ein Einkommen zwischen 40 000 und 130 000 Franken, zählen also für die Statistiker zum breiten Mittelstand. Nach der Umverteilung finden sich aber 22 Prozent bei 40 000 Franken und 21 Prozent bei 50 000 Franken: Der Staat hebt die armen Haushalte auf das Niveau des Mittelstands – und drängt den Mittelstand, der dafür mit Sozialabgaben, Steuern und Gebühren zahlt, an die Armutsgrenze. Kein Wunder, dass sich im werktätigen Volk Unmut breitmacht.

Wie Monika Bütler, aber auch die Skos selber mit Studien zeigen, gibt es perverse Effekte in diesem System: Wer sich aus der Sozialhilfe herausarbeitet, weil er eine existenzsichernde Erwerbstätigkeit aufnimmt, hat weniger Geld zur Verfügung, da er Steuern, Gebühren und Gesundheitskosten bezahlt und Vergünstigungen verliert. Über den Grundbedarf und die Integrationszulagen hinaus kommen den Sozialhilferentnern umfangreiche Wohltaten zu, so für Ferien, Kurse, Wohnungseinrichtung, Kinderbetreuung oder Zahnarztbesuche. Die Ungerechtigkeiten rühren weitge-

## Das Leben ist billiger geworden

Landesindex der Konsumentenpreise, Entwicklung von Hauptgruppen.



QUELLE: BFS

hend daher – die Zusatzleistungen sind also zu streichen.

Die Studien weisen aber auch darauf hin, dass der Grundbedarf, der sich «wissenschaftlich und praxisnah» an den Ausgaben der ärmsten zehn Prozent der Haushalte ausrichtet, zu hoch angesetzt ist. Es gibt durchaus Spielraum nach unten, das zeigt eine einfache Rechnung. Als die Skos vor zehn Jahren ein neues System einführte, das zwischen dem Existenzminimum und den Integrationszulagen als Anreiz zum Arbeiten unterschied, setzte sie den angeblich

lebensnotwendigen Grundbedarf aufgrund von Berechnungen des Bundesamtes für Statistik für eine Einzelperson bei 960 Franken fest. Dieser Ansatz erhöhte sich inzwischen um drei Prozent auf 986 Franken, entsprechend der (kaum spürbaren) Inflation in dieser Zeit.

### Preise sanken, Sozialhilfe blieb

Wer allerdings den Landesindex der Konsumentenpreise nach den wichtigen Produktgruppen aufschlüsselt (siehe Grafik), der erkennt: Eine kräftige Teuerung gab es nur bei den Kosten für das Wohnen (18 Prozent), die ein Viertel des Indexes ausmachen, dazu eine leichte bei jenen für den Verkehr (6 Prozent) – diese Ausgaben müssen die Sozialhilfebezüger nicht selber tragen. Bei allen Gütern, für die der Grundansatz reichen muss, sanken dagegen die Preise, so jene für Freizeitaktivitäten um neun Prozent. Die Kommunikation, die zwar im Index nur drei Prozent ausmacht, im Budget von armen Haushalten aber eine grosse Bedeutung bekommt, kostet um die Hälfte weniger als vor zwanzig Jahren, bei weit grösserem Nutzen.

Das heisst: Die Sozialhilfebezüger, die vor zehn Jahren mit den Grundzahlungen angeblich kaum überlebten, können sich heute mit diesem Geld deutlich mehr leisten. Dabei ist noch nicht einberechnet, dass dank dem Internet die Unterhaltung kaum mehr etwas kostet und dass dank der Euroschwäche Fahrgemeinschaften aus dem ganzen Mittelland jenseits der Landesgrenze zu halbierten Preisen einkaufen.

Die Skos beschloss selber, erforschen zu lassen, wie ihre Anreizzahlungen wirken und ob die Grundansätze noch stimmen. Bis Ende Jahr sollen diese Studien vorliegen, versprach Therese Frösch bei Radio SRF. Die Prognose sei gewagt: Die Skos wird wissenschaftlich und praxisnah begründen, weshalb sie die Ansätze erhöhen muss. ○

## — Gianni Sabbioni —

Vernissage am Montag, 15. September,  
ab 17 Uhr im Terrasse, Zürich

Kunst- und Verkaufsausstellung  
vom 16. bis 28. September von 10 bis 24 Uhr

Lassen Sie sich begeistern.  
Von den bezaubernden Venedig-Bildern von Gianni Sabbioni.  
Und den reizenden Skulpturen von Hans-Jörg Studer.  
Wir freuen uns auf Ihren Besuch.  
Besichtigung empfohlen von 15 bis 18 Uhr.

Terrasse, Limmatquai 3, 8001 Zürich

*Bindella*  
la vita è bella



# Uriellas Welt

Erika Bertschinger gehört zu den schillernden, aber auch mysteriösen Persönlichkeiten des Landes. Die betagte Schweizer Sektenchefin sieht sich seit einem Pferdesturz als Sprachrohr Gottes. Vor ihrer Erleuchtung arbeitete sie für die Uno und Hollywood. Die Uriella-Story, Teil 1. Von Rico Bandle

Es ist der wahrgewordene Mädchentraum. In einer Waldlichtung im tiefen Schwarzwald stehen zwei schmucke Giebelhäuser voller Blumen; darum herum ein gepflegter, parkähnlicher Garten. Weiss leuchtende Jesus- und Marienstatuen sowie Gartenzwerge mit Zipfelmützen schmücken das Anwesen. Surreal wird die Szenerie durch die elfenartigen Gestalten in weissen Gewändern, die sich um die Pflänzchen kümmern, jäten, die schmucken Lampen polieren. Es sind Anhänger von Uriellas Orden Fiat Lux, die sich hier wie in einem Schwebzustand durch den Garten bewegen. Disney hätte diese Märchenwelt nicht besser inszenieren können.

An der Hauswand steht in goldenen Lettern «Stiftung Bethanien» und «Rohkost-Eremitage». Die «Rohkost-Eremitage» ist das öffentliche Restaurant des Ordens – allerdings ist es seit Monaten geschlossen. «Wir öffnen die Eremitage nur noch für Gäste auf Voranmeldung», sagt ein schwarzgelockter Herr mit zwei langen Silberketten um den Hals. Er ist hellbeige gekleidet, seine Stimme sanft.

## Gerüchte und Spekulationen

Das also ist die Welt von Uriella, jener Sektenpredigerin, die durch skurrile Fernsehauftritte in den 1990er Jahren im gesamten deutschsprachigen Raum Bekanntheit erlangte, die mit ihren spektakulären Weltuntergangsszenarien, angeblich direkt von Jesus Christus empfan-

gen, dauerpräsent in den Medien war. Wie 1998, als sie die himmlische Horrornachricht verbreitete: «Der dritte Weltkrieg wird auch in der Mitte des Jahres 1998 zu erwarten sein. Alle Pläne liegen vor für den Einmarsch der Russen in Europa.» Meteoriteneinschläge und Vulkanausbrüche würden folgen. «Es ist heute schlimmer auf dieser Erde als zur Zeit der Sintflut sowie von Sodom und Gomorrha.»

In den letzten Jahren ist es ruhig geworden um Uriella. «Wir sehen sie nur noch selten, sie ist ja schon 85», sagt das Ordensmitglied vor der «Eremitage». «Aber sie ist noch immer voller Energie.» Etwa fünfzehn Leute würden hier

## Mit ihrer eleganten Erscheinung fällt die weltgewandte junge Dame im Zürich der fünfziger Jahre auf.

leben, sagt er, die meisten Gläubigen allerdings kämen von aussen. «Es sind viele.» Zum mönchsartigen Leben im Orden erzählt er, dass sie jede Stunde sieben Minuten beten würden, «morgens und abends natürlich noch mehr, wir sind immer mit Gott verbunden». Dann wendet er sich langsam ab. «Ich muss wieder arbeiten, die anderen schauen schon», und entschwebt in den hinteren Teil des Gartens.

Gemäss Fiat-Lux-Kenner und Sektenexperte Christian Ruch haben die meisten Gläubigen

Uriella seit Jahren nicht mehr gesehen. «Ich glaube, dass sie selbst vor ihren Anhängern konsequent abgeschirmt wird und nur der allerinnerste Kreis der Sekte Zugang zu ihr hat.» Die Unsichtbarkeit der einst so exzentrischen Sektenpredigerin ist der Nährboden für Gerüchte und Spekulationen. Sie sei todkrank und könne nicht mehr laufen, heisst es schon seit vielen Jahren. Immer mal wieder wurde die Vermutung geäussert, sie sei bereits gestorben; um die Sekte zusammenzuhalten, werde dies aber verheimlicht. Kürzlich berichtete der *Sonntagsblick* jedoch, Uriella lebe noch, sei aber gelähmt – eine Meldung, die sich in Windeseile im deutschen Sprachraum verbreitete. Gesehen haben die Reporter die Ordensgründerin allerdings nicht. Ruch glaubt, dass die Meldung stimmt: «Die Frage ist nur, wo sie sich eigentlich aufhält und wo sie gepflegt wird, ob im Schwarzwald oder in der Schweiz.»

Das Wohnhaus Uriellas liegt zwei Kilometer vom Sektenzentrum entfernt im Ortsteil Oberibach. Das Gebäude liegt unübersehbar an der Einfahrtsstrasse ins Dorf, ganz weiss gestrichen, üppig geschmückt mit künstlichen Blumen. Vor dem Eingang steht eine grosse Marienstatue, die Fenster sind alle vergittert. Obschon zwei Autos auf dem Parkplatz stehen, wirkt das Haus verlassen. Die Klingel ist nicht angeschrieben. Trotz mehrfachem Klingeln öffnet niemand die Tür, kein Ton ist zu verneh-



«Fröhlich, sehr kommunikativ»: Klassenfoto mit der elfjährigen «Uriella»/Erika Hedwig Gessler, 1940 in Zürich.





*Kombination aus «Prinzessin Lillifee» und «Armageddon»: Fiat-Lux-Gründerin Uriella.*

men. Ist Uriella hier drin? Die Nachbarin im Bauernhaus auf der anderen Strassenseite dürfte es wissen. Aber sie gibt keine Auskunft. «Wir pflegen eine gute Nachbarschaft, und das soll auch so bleiben.»

Uriella und der Fiat-Lux-Orden scheinen im Dorf akzeptiert zu sein. Jedenfalls äussert sich niemand negativ. Sie hätten Uriella schon lange nicht mehr gesehen, früher sei sie aber sehr präsent gewesen im Dorf, so die einhellige Aussage der Dorfbewohner. Eine Frau in einem Holzfachgeschäft nahe von Uriellas Wohnhaus vermutet, dass die Fiat-Lux-Anhängerschaft wieder wachse. «In den letzten Monaten habe ich das Gefühl, es kommen wieder mehr Autos.»

Eine wachsende Anhängerschaft? Sektenexperten sind skeptisch. Die grosse Zeit von Fiat Lux, als der Orden gegen tausend Mitglieder hatte, jedes Wochenende mehrere Busse voll mit Gläubigen in Ibach ankamen und Uriella mit «Heilmitteln» aus ihrer «Apotheke Gottes» Millionenumsätze machte, ist lange vorbei. Doch Uriellas auf absoluten Gehorsam getrimmter Orden erweist sich als zäher als angenommen: Das schon mehrfach vorausgesagte Ende von Fiat Lux ist bisher ebenso wenig eingetroffen wie der von Uriella in regelmässigen Abständen angekündigte Weltuntergang.

#### **In Netzstrümpfen durch die Zwinglistadt**

Wer aber ist Uriella? Roger Schawinski und Viktor Jacobbo verhalf sie in den 1990er Jahren mit ihren Auftritten zu Rekordquoten, drei Ehemänner hat sie überlebt, in Deutschland Österreich und der Schweiz übergaben ihr Gläubige Millionenbeträge. Ihr eigenartiges Glaubenskonstrukt, eine Kombination aus «Prinzessin Lillifee» und «Armageddon», eine Welt, wo Kinderträume, Science-Fiction, Ufologie und apokalyptischer Horror zusam-



*Hier an der Zürcher Säntisstrasse wuchs Uriella auf.*

menfinden, übt auch auf Ungläubige eine Faszination aus.

Über Uriellas Herkunft, ihr Leben vor ihrer mysteriösen Erleuchtung zum «Sprachrohr Jesu Christi» 1975, ist kaum etwas bekannt. Dies liegt in erster Linie daran, dass ihre Erinnerungen «immer wieder von Gott ausgelöscht werden», wie sie einmal gesagt hat. Beginnt man aber über ihre Vergangenheit zu forschen, so zeigt sich rasch: Uriella war schon in ihrem weltlichen Dasein eine bemerkenswerte Persönlichkeit.

Erika Hedwig Gessler erblickt am 20. Februar 1929 das Licht der Welt. Vater Hans ist Gärtner, was Mutter Hedwig gearbeitet hat, ist nicht bekannt. Die streng katholische Familie lebt in einer einfachen Wohnung an der Säntisstrasse 6 im Zürcher Seefeld, später zieht sie etwas weiter nach oben in der Stadt, an den Niederhofenrain 29. In der Erinnerung einer ehemaligen Schulkollegin Erikas handelt es sich um eine ganz normale, liebevolle Familie, weder reich noch arm. Erika geht im Kartaus-Schulhaus am Fusse des Zürichbergs in die Primarschule, sie ist ein ausgesprochen fröhliches Mädchen, sehr kommunikativ, bei Mitschülern und Lehrern beliebt. Später besucht sie die Handelsschule, gemäss einem alten, von ihr verfassten Lebenslauf macht sie auch die Matur.

Ihre Ausbildung setzt Gessler in Grossbritannien fort. Am College der Swiss Mercantile Society in London bildet sie sich weiter und erwirbt das Sprachlehrerdiplom in Englisch. In der Folge arbeitet sie fünf Jahre lang an der neugegründeten Strathside Private School an der Südostküste in Cliftonville, einer Sprachschule mit Schülern aus ganz Europa. Ihre Arbeit als Englischlehrerin und Sekretärin ist der unternehmenslustigen Frau aber nicht genug. Sie zieht nach Paris, erwirbt dort ein Französischlehrerdiplom, zurück in Zürich besucht sie die Dolmetscherschule und bildet sich weiter zur Direktionssekretärin.

Mit ihren hohen Absätzen und eleganten Kleidern ist die weltgewandte junge Dame eine auffallende Erscheinung im zwinglianismen Zürich der 1950er Jahre, sogar Netzstrümpfe trug sie manchmal. «Es war ziemlich provokativ, wie sie herumlief. Aber sie sah wahnsinnig gut aus», sagt eine Frau, die sie damals gekannt hat.

### Sex nur in erster Ehe

Dass sie schliesslich in der Unterhaltungsbranche landet, passt zu Gessler. Sieben Jahre lang arbeitet sie als Übersetzerin und Direktionssekretärin bei der Monopol Films AG in Zürich, damals einer der wichtigsten Filmverleiher der Schweiz. In New York ist sie ein halbes Jahr lang bei Republic Pictures Corp. tätig, einer Produktionsgesellschaft mit Studios in Hollywood, die damals vor allem für ihre Western mit John Wayne bekannt ist. Irgendwann in jener Zeit, es muss Ende der 1950er Jahre gewesen sein, hei-

ratet Gessler zum ersten Mal. Mutmasslich handelt es sich um einen Herrn Tellkamp aus Düsseldorf, der allerdings, so steht es mancherorts, schon bald einmal eines «unnatürlichen Todes» stirbt. Gesicherte Informationen über diesen Mann gibt es nicht; allerdings hat Uriella einmal erwähnt, dass sie nur in dieser ersten von vier Ehen Geschlechtsverkehr hatte. Später versagt sie sich und ihrer ganzen Anhängerschaft jegliches lust- und triebhaftes Verhalten.

Nach ihrer Zeit beim Filmverleih heuert sie für ein halbes Jahr bei der Uno in Genf an, als Dolmetscherin. Auch in Japans Hauptstadt Tokio hält sie einige Monate auf. Für längerfristi-



«Gute Nachbarschaft»: Tor zu Uriellas Haus ...



... in Oberibach im Schwarzwald.

ge Anstellungen kommt sie jeweils wieder nach Zürich. So ist sie zwei Jahre lang Direktionsassistentin bei der Übersee Handel AG, dann sieben Jahre bei der Musikvertrieb AG, jener legendären Plattenfirma, die Showgrössen wie die Geschwister Schmid, Lys Assia oder Vico Torriani unter Vertrag hat. Beim Musikvertrieb, der heute noch existiert, erinnert man sich an sie. Sie sei eine gute Mitarbeiterin gewesen, zuverlässig, freundlich, intelligent. Mehr will oder kann man nicht sagen.

Gessler wendet sich immer stärker ihrer spiritualistischen Seite zu, die zwar schon früher vorhanden war, aber je länger je mehr überhandnimmt. Bereits in den 1950er Jahren hat sie in den USA ein «Sprachrohr Gottes» getroffen, das in Trance himmlische Botschaften empfing. Von 1967 bis 1970 ist sie Mitglied der Geistigen Loge Zürich, wo das «Tieftrancemedium» Beatrice Brunner (1910–1983) Botschaften aus dem Jenseits verbreitete. Die Geistige Loge gibt es heute noch, auf deren Homepage heisst es, Brunner habe jeweils ein- bis eineinhalbstündige «Durchgaben» aus dem Jenseits

gehabt. Ein anderes Medium, zu dem Gessler Kontakt pflegt, ist Frieda Maria Lämmle vom Lichtzentrum Bethanien in Sigriswil am Thunersee. Den Namen Bethanien übernimmt Uriella später auch für ihre Stiftung.

Im Umkreis der Geistigen Loge lernt Gessler 1970 den Industriellen Max Bertschinger (1902–1982) kennen. Bertschinger, ein wohlhabender Mann im Ruhestand, pflegte Verbindungen zu den Endzeitpropheten von Camp Silver Belle im US-Bundesstaat Pennsylvania, die eine gigantische globale Flutkatastrophe voraussagten. In deren Auftrag bewahrte Bertschinger in seinem hochgelegenen Anwesen in Orn bei Hinwil wichtige Tonbänder auf – für die Ausverkoren, die überleben.

Mit Bertschinger, ihrem späteren Mann, hat sie einen Geistesverwandten getroffen, der ihre schillernde Karriere als «Sprachrohr Jesu Christi» erst möglich machte.

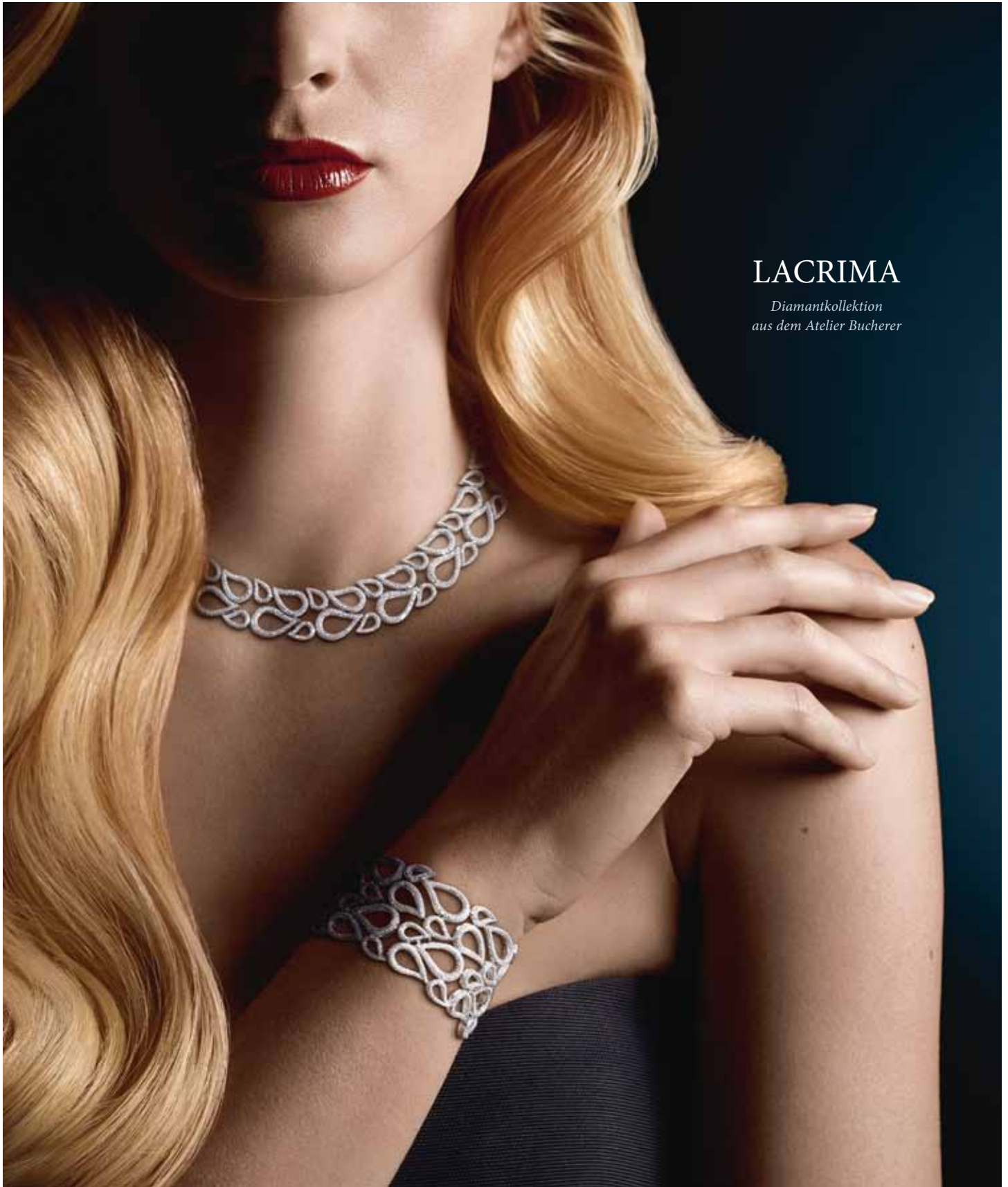
Seit 1971, so steht es in ihrem Lebenslauf, arbeitet Gessler als «Geistheilerin und Lebensberaterin». Es dauert allerdings noch zwei Jahre, bis sie auf einen Schlag ihre ausserordentlichen übersinnlichen Fähigkeiten erlangt: 1973 stürzt sie vom Pferd, verliert das Bewusstsein, beim Aufwachen erscheinen ihr Engel. Ihr Kleinhirn sei seit diesem Unfall «besonders zubereitet für das Empfangen der (göttlichen) Bildersprache», so die offizielle Fiat-Lux-Version. Der Sturz hat so starke Kopfverletzungen zur Folge, dass sie seither eine Perücke tragen muss.

### «Das Licht Gottes»

Das Ereignis ist nicht nur der Startpunkt für die göttliche Eingebung, sondern auch für eine grandiose Selbstinszenierung mit schwarzge-locktem Haar, übermässiger Schminke, Hochzeitskleid, Diadem und allem, was zu einem Prinzessinnen-Outfit in der Kinderfantasie gehört. Die grosse Offenbarung erlebt sie dann an Weihnachten 1975 im Lichtzentrum Bethanien: Jesus Christus persönlich spricht durch sie während sie in Volltrance ist – ein Vorgang, der sich in Zukunft tausendfach wiederholen wird. Uriella – abgeleitet vom Engel Uriel (hebräisch für «Das Licht Gottes») – ist geboren. Eine Frau, die mit ihren skurrilen Auftritten die Schweiz jahrzehntelang bestens unterhalten hat, die Hunderten von todkranken Menschen die Heilung versprach und ihre Gläubigen mit apokalyptischen Botschaften dazu brachte, ihr bürgerliches Leben für sie aufzugeben.

Lesen Sie nächste Woche: Wie Uriella mit Max Bertschingers Geld ihr Imperium aufbaut und zum Superstar unter den Sektenpredigern aufsteigt.

ZAUBER | GLANZ



LACRIMA

*Diamantkollektion  
aus dem Atelier Bucherer*

**BUCHERER**

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich  
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | [bucherer.com](http://bucherer.com)

# Ab ins Kloster

Das katholische Kloster St. Katharina in Wil SG beherbergt eine Familie aus der Türkei, welche die Schweiz schon seit Jahren verlassen müsste. Sogenannte Flüchtlingshelfer finanzieren immer neue Beschwerden und Gesuche, um die Rückführung zu verhindern. Der Rechtsstaat läuft auf. *Von Alex Reichmuth*



*Die Schwestern schweigen:* Dominikanerinnenkloster im sankt gallischen Wil.

Das Dominikanerinnenkloster St. Katharina liegt unmittelbar am Rande der Altstadt von Wil im Kanton St. Gallen. Zwölf Nonnen leben hier, vorwiegend betagte Frauen. Im Juni ist aber neues Leben in die alten Gemäuer eingekehrt. Seither wohnt eine Familie aus der Türkei im Kloster. Es handelt sich um eine Frau, deren Asylgesuch vor drei Jahren abgelehnt worden ist, sowie um ihren Freund, einen ebenfalls abgewiesenen Asylbewerber aus der Türkei. Die sechs Kinder im Alter von eins bis zwölf stammen teilweise aus der Ehe der türkischen Frau mit einem Landsmann. Doch dieser hat nach der Ablehnung des ersten Asylgesuchs die Schweiz verlassen. Zum anderen sind es Kinder, welche die Frau mit ihrem neuen Partner in wilder Ehe gezeugt hat.

Bis im letzten Mai lebte die Familie im Asylzentrum Seeben in Ennetbühl. Sie bezog Nothilfe, welche die Existenz von Menschen sichern soll, die kein Aufenthaltsrecht haben.

Drei Kinder besuchten den Unterricht, der im Asylzentrum selber angeboten wird. Doch im Mai war die Familie plötzlich verschwunden. Sie hatte ein Wochenende auswärts verbracht, angeblich, um Freunde zu besuchen, und kam nicht mehr zurück. Den Betreuern im Zentrum war zuvor aufgefallen, dass die Familie etwas gar viel Gepäck für einen Wochenendaufenthalt mitgenommen hatte. Nachdem sie in den folgenden zwei Wochen nicht aufzufinden war, gingen die Behörden des Kantons St. Gallen von einer «unkontrollierten Ausreise» aus und meldeten sie bei der Krankenkasse ab.

## «Bessere Welt»

Die Familie war aber nicht abgereist. Im Juni tauchte sie wieder auf – eben in Wil. Warum hat das Kloster die Familie aufgenommen? Die Schwestern wollen nicht darüber sprechen. Das Kloster habe nur leerstehende Räume zur

Verfügung gestellt, schreibt Priorin Simone Hofer in einer knappen Mail. Für alles andere sei das Solidaritätsnetz Ostschweiz zuständig.

Das Solidaritätsnetz ist ein Zusammenschluss sogenannter Flüchtlingshelfer. Nach eigenen Angaben umfasst es 1300 Mitglieder und Spender. Ziel der Organisation ist es, Flüchtlingen «ein menschenwürdiges Leben» zu ermöglichen, wie man auf der Homepage liest. «Wir bieten Menschen in der Nothilfe eine <Verschnaufpause>, um eine Ausreise aus der Schweiz in Würde zu ermöglichen», heisst es weiter. Im letzten Juni hat das «Solinetz» sein zehnjähriges Bestehen mit einem «Gedenkmarsh» durch St. Gallen gefeiert. Es wurden Transparente geschwenkt – mit Aufschriften wie «Solidarität leben» oder «Kein Mensch ist illegal».

Als treibende Kraft hinter dem Solidaritätsnetz gilt Andreas Nufer. Der Pfarrer ist auch Gründer des Sozial- und Umweltforums Ostschweiz (Sufo), einer Art Stelldichein der linksalternativen Kräfte in St. Gallen. «Eine andere, bessere Welt ist möglich», war im letzten Mai das Motto der zehnten Ausgabe des Sufo.

## «Das hat schon oft funktioniert»

Bezüglich der Familie aus der Türkei gibt aber nicht Andreas Nufer Auskunft, sondern Josef Wirth, ebenfalls Pfarrer. «Die Situation im Asylzentrum Seeben war für die Familie nicht mehr tragbar», begründet er das Abtauchen ins Kloster. «Die Frau litt zudem an psychischen Problemen.»

Tatsache ist, dass vor dem Abgang der Familie aus Seeben deren Rückschaffung unmittelbar bevorstand. Bereits 2011 hätte die Frau mit ihren schon vorhandenen Kindern die Schweiz verlassen müssen. Doch dank immer neuen Beschwerden und Gesuchen konnte sie die schon mehrfach angesetzte Ausreise jedes Mal verhindern. Im Frühling sah es aber so aus, als ob die Familie definitiv hätte zurückreisen müssen. Zuvor war ein weiteres Asylgesuch abgelehnt worden. Mit ihrem Abtauchen entzog sich die Familie der Rückschaffung erneut.

Roger Hochreutener hat Erfahrungen mit dem Solidaritätsnetz. Er ist Geschäftsführer der Vereinigung der St. Galler Gemeindepräsidenten, welche die Asylsuchenden auf die Gemeinden verteilt und betreut. «Das Solidaritätsnetz hat öfters Klienten beherbergt, wenn diese auch klar illegal in der Schweiz waren und schon längst hätten ausreisen müssen», sagt Hochreutener. Es seien Anwälte organi-



sirt worden, die Wiedererwägungsgesuche und Rekurse über alle Instanzen einlegten. Offenbar verfüge das Solidaritätsnetz über potente Geldgeber. «Damit konnten die Verfahren sehr lange hinausgezögert werden, mit dem offensichtlichen Ziel, dass die eigentlich rechtskräftig ausgewiesenen Personen am Ende ein Bleiberecht aus humanitären Gründen bekommen», so Hochreutener. Das habe schon in manchen Fällen funktioniert.

Roger Hochreutener findet es erstaunlich, dass der Familie aus der Türkei der Aufenthalt im Asylzentrum Seeben nicht mehr zumutbar gewesen sein soll. «Diese Gruppenunterkunft ist speziell für Familien und verletzte Per-

sonen eingerichtet. Es hat dort eine interne Schule und eine psychologische Betreuung.»

Dem widerspricht Jürg Eberle. Eine Person, die nach Ablauf der Ausreisefrist noch in der Schweiz sei, halte sich grundsätzlich nicht mehr legal auf, sagt der Leiter des Migrationsamts des Kantons St. Gallen. «Da mag auch ein ausserordentliches Rechtsmittel wie ein Wiedererwägungsgesuch nichts daran ändern.» Beim Bundesamt für Migration (BfM) sieht man es etwas anders. Bei sogenannten ausserordentlichen Rechtsmitteln, zu denen das Wiedererwägungsgesuch gehöre, schreibt das Amt, werde «bei gewissen Fällen» der Vollzug der Ausreise ausgesetzt. Die asylsuchende Person halte sich dann wieder legal in der Schweiz auf, bis das Wiedererwägungsgesuch entschieden worden sei. Zum Fall der Familie aus der Türkei will man weder in St. Gallen noch in Bern etwas sagen – wegen des Datenschutzes.

Offenbar hat der Bund bei der Familie im Kloster aber auf einen der erwähnten «gewissen Fälle» erkannt. Mitte Juni stellte die Familie nämlich ein neues Asylgesuch, bereits das dritte. Der Bund verlängerte darauf ihr Aufenthaltsrecht in der Schweiz. Dies, obwohl zuvor schon mehrfach festgestellt worden war, dass es sich nicht um Flüchtlinge handelt.

Bei einer Rückkehr sei die Familie «an Leib und Leben bedroht», sagt Josef Wirth vom Solidaritätsnetz. Denn in der Türkei bestehe «höchste Gefahr für Blutrache». Nicht nur die Frau und ihr neuer Partner, sondern auch die Kinder, die nicht vom ersten Vater stammen, «laufen Gefahr, ermordet zu werden». Das klingt dramatisch. Die *Weltwoche* hätte sich gerne selber ein Bild von der Situation der Familie gemacht und diese getroffen. Doch Pfarrer Wirth blockt ab. Ein Treffen sei nicht möglich, schreibt er.

### Wilde Ehe

Jedenfalls kann die drohende Blutrache nicht der ursprüngliche Grund für den Asylantrag gewesen sein – denn die Frau kam ja zusammen mit ihrem Mann und den gemeinsamen Kindern in die Schweiz. Die wilde Ehe mit ihrem neuen Partner, wegen der die Ermordung drohen soll, begann erst, nachdem der Asylanspruch erstmals aberkannt worden war. Auf die Frage nach dem Grund der Familie, in die Schweiz zu kommen, gehen Pfarrer Josef Wirth aber die Kenntnisse aus. «Wie der erste Asylantrag gelautet hat, weiss ich nicht», antwortet er. Man reibt sich die Augen: Die Familie hat ihren Helfern und Geldgebern vom Solidaritätsnetz also nicht einmal gesagt, warum sie aus der Türkei geflohen ist. Scheinbar. ○

## Die Familie war aber nicht abgereist. Im Juni tauchte sie wieder auf.

### Legalität ist ungewiss

Pfarrer Josef Wirth weist den Vorwurf zurück, das Solidaritätsnetz beherberge illegal anwesende Personen und verhindere deren Ausweisung. Das Netz kooperiere vielmehr mit den Behörden und versuche, «dort zu ergänzen, wo die staatlichen Angebote nicht ausreichen». Im Übrigen

# OPTIMALE KRANKENKASSE FINDEN!

Sie möchten bei Unfall und Krankheit optimal versichert sein? Mit dem unabhängigen Krankenkassenrechner von MyLibery berechnen Sie einfach und schnell die Grundversicherungsprämien. **Vergleichen Sie neu auch die Leistungen der Zusatzversicherungen aufgrund Ihrer Bedürfnisse.** So finden Sie die Krankenkasse, die wirklich zu Ihnen passt.

Interessieren Sie sich für andere Themen? Gerne berät Sie MyLibery auch zu den Themen Vorsorge, Wohnen und Steuern.



# Werbefahrt für Nehmerkantone

Beim nationalen Finanzausgleich werden Milliarden umverteilt: stur und ohne positive Anreize für sparsame Kantone. Das wird sich nicht ändern, solange eine Mehrheit profitiert. Dabei würde Schwyz über ein innerkantonales Ausgleichssystem mit Modellcharakter verfügen. *Von Peter Keller*

Es war ein Rundgang der besonderen Art: Im Mai 2013 organisierte die Berner Finanzdirektorin Beatrice Simon (BDP) eine Sightseeing-Tour durch ihren Kanton. Mit dabei waren Simons Amtskollegen aus Zug, Peter Hegglin (CVP), und Schwyz, Kaspar Michel (FDP). Ziel der Werbefahrt: mehr Verständnis für die schwierige geografische und ökonomische Situation Berns zu erreichen. Man besuchte abgelegene Bergbauerngebiete und das landschaftlich reizvolle, aber wirtschaftlich kaum entwickelte Emmental. Selbst im Seeland, so die *Berner Zeitung*, die den Besuch begleitet hatte, fände sich zwar eine gewichtige, aber «relativ wertschöpfungsschwache Industrierealität». Die gut 1,2 Milliarden Franken aus dem nationalen Finanzausgleich (NFA), so die Hauptbotschaft an die anwesenden Zahlerkantone, hätten also durchaus ihre Berechtigung.

Die Einladung hatte auch eine präventive Absicht, schliesslich sollte 2014 der erste Wirksamkeitsbericht des Bundes vorgelegt werden, worin der seit sechs Jahren in Kraft gesetzte Finanzausgleich überprüft werden sollte. Mit Hinweis auf diese Auslegung wurden alle bisherigen politischen Vorstösse abgewimmelt, die Änderungen am NFA forderten. So wollte beispielsweise der Kanton Schwyz in einer Standesinitiative die Einrichtung einer neutralen Zone: dass nur etwa jenes Drittel der wirklich finanzschwachen Kantone in den Genuss von Transferleistungen käme, während das Mittelfeld von Aargau bis St. Gallen nicht auch noch ein paar Millionen einsacken sollte, obwohl es diese nicht wirklich benötigt.

## Frust macht sich breit

Der Schwyzer Vorstoss fand ebensowenig eine Mehrheit im Parlament wie andere. Sämtliche Interpellationen, Initiativen und Motionen scheiterten verlässlich an der Mauer der profitierenden Mehrheit: Den neun Geberkantonen stehen siebzehn Nettoempfänger gegenüber. Im gleichen Verhältnis endeten in der Regel die Abstimmungen über die Vorstösse zum NFA.

Inzwischen liegt der Wirksamkeitsbericht vor und sorgt bei den Geberkantonen für Ernüchterung. Praktisch keines ihrer Anliegen wurde berücksichtigt. Der Kanton Zürich kritisiert, der Bund habe die Chance verpasst, «das System grundlegend zu verbessern», indem etwa die Mittel zielgerichteter zugunsten der ressourcenschwächsten Kantone eingesetzt würden. Was insbesondere den Zen-

tralschweizer Nettozahlern zu schaffen macht, ist die sogenannte Solidarhaftung: Fällt einer der finanzstarken Geberkantone zurück, müssen die anderen den Fehlbetrag ausgleichen. Genau das traf nach der Finanzkrise zu, als es in Zürich zu massiven Steuerausfällen kam. Da es sich hierbei um einen bevölkerungsreichen Kanton handelt, mussten die kleineren Kantone einen relativ hohen Gesamtbetrag ausgleichen. Für Nidwalden bedeutete dies eine Steigerung von 13,8 Millionen (2008) auf 20,8 Millionen (2015) Franken. Zug muss

nächstes Jahr 316,6 Millionen Franken einzahlen, gegenüber 180,2 Millionen im 2008.

Entsprechend klar fällt die Ablehnung der Geberkantone aus, wenn es um die Beurteilung des Wirksamkeitsberichts geht. Der Schwyzer Regierungsrat ist mit dem Resultat «unzufrieden». Veränderungswille sei nur marginal erkennbar, erklärt Finanzdirektor Kaspar Michel auf Nachfrage. Vorschläge für eine Verbesserung des NFA seien abgelehnt worden. Frust macht sich breit: Der Hinweis des Bundes, die offensichtliche Problematik

## STEUERFÜSSE KANTON SCHWYZ

Sämtliche Gemeinden konnten ihre Steuerfüsse senken.

Gemeinde	2001	2014	Veränderung
Schwyz	245	215	-30
Arth	310	230	-80
Ingenbohl	295	230	-65
Muotathal	310	205	-105
Steinen	310	240	-70
Sattel	320	210	-110
Rothenthurm	310	240	-70
Oberiberg	320	210	-110
Unteriberg	320	220	-100
Lauerz	320	200	-120
Steinerberg	320	200	-120
Morschach	320	240	-80
Alpthal	320	195	-125
Illgau	320	235	-85
Riemenstalden	320	180	-140
Gersau	310	210	-100
Lachen	215	155	-60
Altendorf	255	150	-105
Galgenen	295	205	-90
Vorderthal	320	170	-150
Innerthal	320	180	-140
Schübelbach	310	215	-95
Tuggen	265	220	-45
Wangen	285	210	-75
Reichenburg	310	235	-75
Einsiedeln	310	250	-60
Küssnacht	250	165	-85
Wollerau	125	75	-50
Freienbach	65	95	30
Feusisberg	125	85	-40

## NETTO-AUSGLEICHSAUHLUNGEN NFA

Eine Mehrheit der Kantone profitiert vom NFA.

Kt.	2008	2015	
	Total Zahlungen netto, in tausend Franken	Fr. pro Einwohner	
ZH	433 276	417 028	302
BE	-881 002	-1 233 416	-1 253
LU	-328 655	-332 157	-883
UR	-74 258	-86 438	-2 463
SZ	44 728	161 559	1 108
OW	-62 475	-30 014	-849
NW	13 836	20 755	511
GL	-62 418	-73 296	-1 892
ZG	180 239	316 613	2 806
FR	-380 835	-417 111	-1 496
SO	-214 781	-227 333	-894
BS	69 685	92 082	481
BL	19 317	4 948	18
SH	-12 616	2 150	28
AR	-59 436	-47 195	-892
AI	-17 988	-18 103	-1 153
SG	-284 861	-405 474	-847
GR	-244 429	-275 687	-1 398
AG	-129 709	-180 360	-297
TG	-236 745	-237 761	-960
TI	-36 495	-34 909	-104
VD	13 106	22 576	32
VS	-445 132	-559 691	-1 792
NE	-147 851	-207 280	-1 200
GE	236 128	256 029	558
JU	-115 131	-165 698	-2 388
<b>Total</b>	<b>-2 724 503</b>	<b>-3 238 182</b>	<b>-410</b>



«Hinhaltetaktik»: Finanzdirektor Michel.

der «Solidarhaftung» in einem nächsten Wirksamkeitsbericht anzugehen, sei «Teil der bekannten Hinhaltetaktik», so Michel.

**Was heisst das für den Kanton Schwyz, wenn der NFA mehr oder weniger so weitergeht wie bisher?**

Kaspar Michel: Der Kanton Schwyz hat bei der Verfassungsabstimmung von 2004 davon ausgehen können, dass ihn dieser Solidaritätsbeitrag rund 30 Millionen kosten wird. Die erste Rechnung 2008 betrug 44,7 Millionen, im 2015 werden wir 161,5 einzahlen müssen. Diese zünftige Steigerung hat unser Budget regelrecht gesprengt und uns –nach Jahren ausgeglichener Rechnungen – ein Defizit in der Höhe des NFA-Beitrages beschert.

**Werden Sie die Steuern erhöhen müssen?**

Ja, gezwungenermassen, damit wir schlicht und einfach die NFA-Rechnung bezahlen können. All die anderen Aufwandsteigerungen, vor allem aufgrund bundesrechtlich gebundener Kosten, zum Beispiel im Gesundheitswesen, müssen wir ja auch noch stemmen. Zugegeben: Wir erhöhen die Steuern von einem sehr attraktiven Niveau aus. Es ist aber bedauerlich, dass die Verringerung der Steuerdisparität so vor sich geht, dass kräftige, solidarische und attraktive Kantone ihre Steuern erhöhen müssen, anstatt dass mit den Zuwendungen aus dem NFA Massnahmen gefördert würden, welche die Steuerkraft der Nehmerkantone erhöhen. Das würde das gesamte System entlasten, und man könnte den Ausgleichstopf endlich verkleinern.

**Der Kanton Bern hat Sie und Ihren Zuger Kollegen 2013 eingeladen, um für Verständ-**

**nis zu werben. Hat Sie dieser Besuch überzeugt?**

Ich musste nicht davon überzeugt werden, dass der Kanton Bern komplizierte Strukturen, topografische Herausforderungen und weitere Begebenheiten hat, die sicher kostenintensiv sind. Aber in reduzierter Form haben auch andere Kantone, auch Schwyz, solche Schwierigkeiten. Das Muotatal, der Ybrig oder das Wägital sind auch nicht privilegiert. Wir haben auch grosse Lasten, die wir bezahlen müssen. Die Bundesgesetze und deren Kosten und Vorschriften gelten in Bern genauso wie in Schwyz.

**Wo liegen also die tieferen Gründe für die Unterschiede?**

Interessant wird es, wenn man das staatliche Leistungsangebot vergleicht. Da steht mein Kanton eben sehr bescheiden da: Gemäss BAK-Studie auf dem Niveau von 96 Prozent gegenüber dem Durchschnitt aller Kantone. Sparsamkeit, Wirtschaftlichkeit und ein starkes Steuersubstrat sind Garanten der finanzpolitischen Solidität. Das kann man überall erreichen – wenn man will und politisch die entsprechenden Mehrheiten findet. Jedenfalls weise ich Vorwürfe zurück, die sagen, Schwyz sei unsolidarisch: Wir zahlen über 40 Prozent unserer kantonalen Steuereinnahmen in den NFA. Und wir müssen die Steuern erhöhen wegen des NFA. Das ist mehr als solidarisch!

Der NFA hat Konstruktionsmängel. Es gibt keine Anreize dafür, dass Kantone ihre Finanzkraft verbessern. Der Topf steht bereit, und er ist reichlich gefüllt. Die Gesamtsumme, die verteilt wird, ist in den letzten Jahren sogar gestiegen und wird bald fünf Milliarden Franken betragen. Die mathematische Grundformel ist nicht ohne Perfidie ausgestaltet: Ziel des NFA ist es, dass jeder Kanton auf mindestens 85 Prozent der durchschnittlichen Ressourcen aller Kantone kommt. Da könnte sich theoretisch über Nacht die Finanzkraft verdoppeln, es blie-

**«Was wir erreicht haben, kann man überall erreichen – wenn man will.»**

ben im Vergleich trotzdem gleich viele Kantone unter 85 Prozent – und gälten als «arm».

Kaspar Michel kritisiert die Höhe der Summe. Es sei fragwürdig, so viele Milliarden umzuverteilen und letztlich an die «Konsumationskosten» der Nehmer zu zahlen. Sein Kanton zeigt, dass durchaus andere Mechanismen denkbar wären. So ist der Finanzausgleich nicht über mehrere Jahre starr fixiert, sondern er wird jährlich angepasst – in Absprache mit den betroffenen Gebergemeinden. Die neutrale Zone, wie sie der Kanton in einer Standesinitiative für den NFA verlangt hat, existiert eben-

falls. Zudem gibt es ein sogenanntes Normkostenmodell: Dieses zeigt auf, ob eine Gemeinde wirtschaftlich arbeitet, was sich positiv oder eben negativ auf die Berechnung auswirkt. Für Härtefälle, eine Berggemeinde wie Riemenstalden kann nie mit einer Seegemeinde wie Freienbach mithalten, stehen Zusatzbeiträge bereit. Trotz oder gerade dieser Einschränkungen wegen haben sich die Gemeinden insgesamt positiv entwickelt (siehe Tabelle).

Dass sich am NFA-System etwas grundsätzlich ändern wird, ist allerdings wenig wahrscheinlich, solange eine satte Mehrheit der Kantone profitiert. Auch aus den Vernehmlassungen der bürgerlichen Parteien kommt kaum Gegenwind, was wohl auch mit der Herkunft der Leader zu tun hat. Ohne Ausnahme rekrutiert sich das Führungspersonal aus Nehmerkantonen (Zahlen für 2015): SVP-Präsident Toni Brunner (St. Gallen, 405 Mio.), SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz (Bern, 1233 Mio.), FDP-Präsident Philipp Müller (Aargau, 180 Mio.), FDP-Fraktionschefin Gabi Huber (Uri, 86 Mio.), CVP-Präsident Christophe Darbellay (Wallis, 559 Mio.), CVP-Fraktionschef Filippo Lombardi (Tessin, 34 Mio.). Und sollte jemand aus dieser Riege trotzdem die Ordnungspolitik voranstellen, wacht immer noch die oberste Finanzchefin der Eidgenossenschaft darüber, dass die NFA-Milliarden fließen: Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf aus Graubünden. Ihr Kanton wird 2015 rund 275 Millionen Franken kassieren. ○



**Universität  
Zürich<sup>UZH</sup>**

**Advanced Studies in Applied Ethics**

**Ethik – zentral zur Schärfung Ihres Profils!**

Im Februar 2015 starten erneut unsere 1-3jährigen berufsbegleitenden Weiterbildungsstudiengänge:

- Master of Advanced Studies in Applied Ethics  
4 Semester (Februar 2015 bis Januar 2017)
- Diploma of Advanced Studies in Applied Ethics  
3 Semester (Februar 2015 bis Oktober 2016)
- Certificate of Advanced Studies in Biomedical Ethics  
2 Semester (Februar 2015 bis Oktober 2015)

Die Studiengänge vermitteln fundierte Kenntnisse in den Fragestellungen, Methoden und Positionen der Angewandten Ethik und vertiefen diese Kompetenzen zu einer eigenständigen Analyse und Beurteilung ethischer Herausforderungen.

Weitere Informationen und Anmeldung zum gesamten Angebot unter:

**www.asae.uzh.ch**

# Tücken der Tagesschule

In Zürich soll es in einigen Jahren nur noch Tagesschulen mit gemeinschaftlichem Mittagessen geben. Das ist gut für arbeitende Mütter – aber auch für die Kinder? Vier Mütter berichten über ihre Erfahrungen. *Von Daniela Niederberger*



«Nicht das nötige Ambiente»: Mittagstisch in einem Zürcher Kinderhort.

Tatjana Isler ist Mutter von vier Kindern zwischen drei und dreizehn Jahren. «Mir ist es wichtig, meine Kinder über den Mittag zu sehen», sagt sie. Sie könnten ihr dann ihre Freuden und Sorgen erzählen, die beim Abendessen vielleicht schon wieder vergessen sind. «Manchmal wollen sie sich aber auch nur ins Zimmer zurückziehen oder mit dem Büsi knuddeln.» Noch nie habe ihre kleine Tochter gesagt, sie wolle in der Schule essen, wie das viele andere tun – obschon sie fast fünf Kilometer mit dem Velo fahren muss, bis sie zu Hause ist.

Isler betont, wie wichtig es für sie sei, dass die Beziehung zu ihrer dreizehnjährigen Tochter nicht abreisst. «Es kann so viel kaputtgehen im schwierigen Teenager-Alter», sagt sie. Sie könne sich schwer vorstellen, gezwungen zu sein, ihre Kinder an den Mittagstisch der Schule zu schicken. Andererseits ist sie sich aber auch über das Dilemma bewusst: «Wenn alle anderen Kinder in der Schule essen, werden die eigenen schnell zu Aussenseitern.» Das wolle keine Mutter, darum würden die meisten wahrscheinlich wohl oder übel mitmachen.

Die dreifache Mutter Jasmin Weirauch bezweifelt, dass die Infrastruktur einer Tagesschule die gleiche Erholung bietet wie das Essen daheim. «Die Aufenthaltsräume haben nicht das nötige Ambiente», glaubt die gelernte Buchhändlerin. Ihre Kinder sind unterdessen

in der Oberstufe, zwei im Gymnasium, und essen jetzt öfter in der Schule oder in der Stadt. «Jetzt passiert der Ablösungsprozess auf natürliche Weise und ist nicht erzwungen.» Früher, in der Primarschule, hätten sie jedoch immer zu Hause gegessen, auch an jenen Tagen, an denen sie arbeitete. Dann sei ihr Mann nach Hause gekommen, um zu kochen. Weirauch: «Die Kinder hatten immer ein grosses Mitteilungsbedürfnis, besonders damals, als unter den Mädchen Zickenkrieg herrschte. Da war es besser, meine Tochter konnte heimkommen.»

Weirauch glaubt, mit Tagesschulen würde in vielen Familien eine Qualität verlorengehen. Sie sieht aber, dass sie für berufstätige Frauen vieles vereinfachen würden. «Ich woll-

---

**«Frauen sollten wählen können, ob sie daheimbleiben möchten oder nicht.»**

---

te Kinder, und ich wusste, das Kochen gehört quasi zum Job», sagt sie. Ihr selbst sei es auch nie in den Sinn gekommen, ihre Teenager allein aus dem Haus gehen zu lassen.

Barbara Leuenberger hat vier Kinder. Sie glaubt, dass es Familien gibt, wo eine Tagesschule Sinn macht. Etwa, wenn die Kinder über Mittag unbetreut zu Hause sind oder bei

Einzelkindern. Für andere Familien aber mache eine Tagesschule keinen Sinn.

Die gemeinsame Zeit möchte Leuenberger nicht missen. «An manchen Tagen stürzen sie in die Küche und berichten, was sie erlebt haben. Sie erzählen von einem Streit oder fragen, was es zu essen gibt. Manchmal sagen sie: «Mami, du hättest Köchin werden sollen.» An anderen Tagen heisst es bloss: «Hoi Mami», und sie verschwinden im Zimmer.» Eine Tochter ist in der dritten Sekundarschule und isst hin und wieder in der Stadt. «In diesem Alter kann man das unterstützen», sagt die Mutter, die sich «absolut nicht als Glücke» sieht.

## Freiwillig ist besser

«Essen ist immer verbunden mit Beziehung und Bindung, ein Leben lang», sagt Martin Inversini, Pädagoge und langjähriger Erziehungsberater. Familien sollten einmal am Tag einen ruhigen Moment haben, wo man zusammen isst. «Das sorgt für Geborgenheit und Nähe.» Dieser Moment könne aber auch am Abend sein. Tagesschulen seien eine pragmatische Lösung, so Inversini. Frauen möchten wählen können, ob sie arbeiten oder nicht. Sie sollten aber auch wählen können, ob sie daheimbleiben möchten oder nicht. Deshalb dürfen Tagesschulen seiner Ansicht nach nicht obligatorisch sein. «Das würde nicht unserer pluralistischen Gesellschaft entsprechen.»

Für schulische Mittagstische brauchte es ein gutes pädagogisches Konzept, sagt Inversini. Sie müssten «berechenbar und verbindlich» sein. Das heisst: ständige und nicht stets wechselnde Betreuungspersonen; ein geordneter und ruhiger Ablauf beim Essen; Ruhemöglichkeiten für Kinder, die sich zurückziehen möchten; Platz für Kinder, die sich lieber bewegen, aber unter Aufsicht, damit sie nicht «überfüllt» und unführbar werden. Gutgeführte Tagesschulen hält Inversini für unproblematisch. «Die Kinder lernen, wichtige Dinge aufzuschieben, bis sie wieder in der Familie sind.»

Käthi Kaufmann lebte mit ihrer Familie einige Jahre in Schweden. Dort sah sie ihre Kinder über Mittag überhaupt nicht mehr, weil es nur Tagesschulen gab. «Ich fand das schade», sagt die Präsidentin der Interessengemeinschaft kinderreicher Familien (IG 3plus). Oft assen ihre Kinder sehr wenig, weil es ihnen nicht schmeckte. Oder sehr schnell, weil sie rasch wieder spielen wollten. Es fehlte der geordnete, ruhige Ablauf beim Essen, wie er gemäss Pädagogen nötig wäre. ○

# Wegbereiter

**Werner Tscholl**  
*Architekt, Latsch.*

Weil grüne Wiesen nicht nachwachsen, bebaut Werner Tscholl keinen freien Raum mehr. Der Architekt haucht alten Bauwerken neues Leben ein. Seine Mission: Nichts, was neu hinzugefügt wird, darf Wunden im Mauerwerk hinterlassen, damit bei einem Rückbau keine Spuren entstehen.

Kellerei Tramin, Südtiroler Weinstrasse.



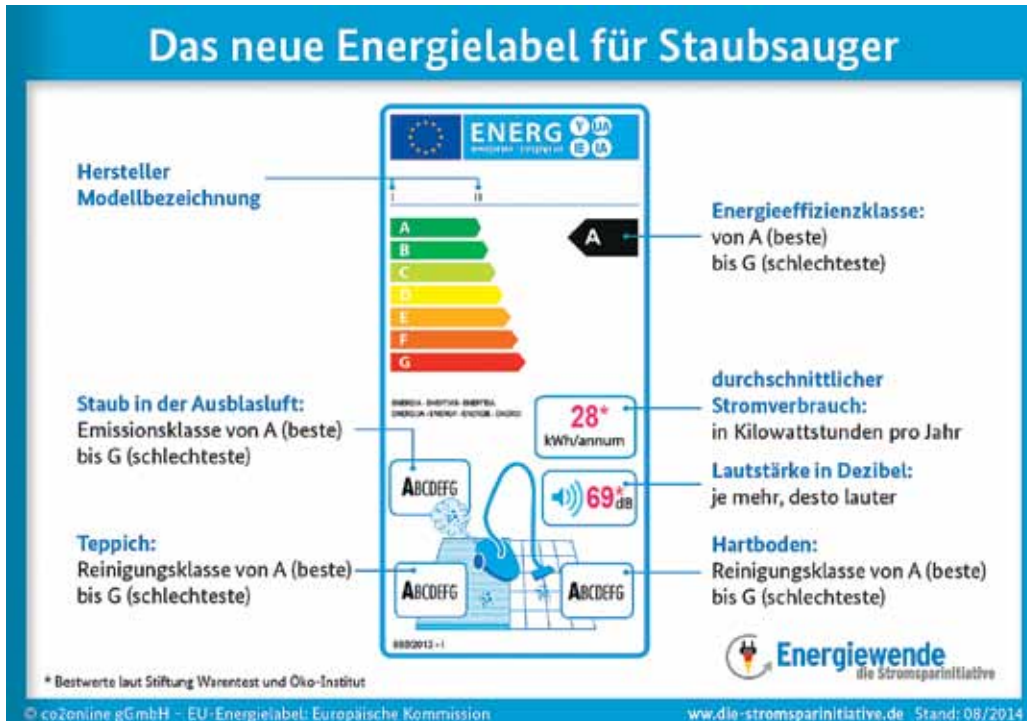
Mehr über Werner Tscholl, weitere Geschichten und Raum für eigene Ideen auf:

[www.wasunsbewegt.com](http://www.wasunsbewegt.com)

**SÜDTIROL**  
bewegt

# Brüsseler Etikettenbürokratie

Kunden sollen energiesparende Elektrogeräten kaufen. Darum gibt es Energieetiketten, die den Verbrauch angeben. Für Staubsauger verlangt die EU jetzt spezielle Labels. Die Schweiz übernimmt auch diese Regelung freiwillig. *Von Christian Mundt*



«Der einzig zielführende Weg»: neue Energieetikette für Staubsauger.

Per 1. September verbot der Bundesrat Staubsauger mit mehr als 1600 Watt Leistung. Bereits in drei Jahren werden in der Schweiz nur noch solche mit maximal 900 Watt Leistung zu kaufen sein. Dies, weil das zuständige Departement unter Führung von Energieministerin Doris Leuthard (CVP) die Richtlinien der EU 1:1 übernimmt (siehe *Weltwoche* Nr. 36/14 «Im Sog der EU-Staubsauger»).

Für Händler und Verkäufer ist es nicht damit getan, alle Staubsauger mit höherer Leistung aus dem Sortiment zu nehmen. Der Aktivismus der Berner und Brüsseler Bürokraten verlangt mehr: Ohne Kennzeichnung des Energieverbrauchs darf kein Staubsauger mehr verkauft werden. Damit die Staubsauger richtig angeschrieben sind, hat die Europäische Kommission ihre Verordnung 665/2013 «im Hinblick auf die Energieverbrauchskennzeichnung von Staubsaugern» erlassen. Der EU genügen die Energieetiketten, die heute an allen Geräten hängen, offenbar nicht mehr für Staubsauger. Auf nicht weniger als 23 Seiten schreibt die EU nun exakt vor, wie die Energieetikette für Staubsauger auszusehen hat und welche Informationen diese enthalten muss. Gemäss Anhang 2.21 der schweizerischen Energieverordnung müssen diese Etiketten – mit Ausnahme des EU-Hoheitszeichens – auch in der Schweiz angebracht werden.

Dabei unterscheidet die EU zwischen «Universalstaubsaugern», die – so wird in Artikel 2 der Verordnung definiert – eine Düse für die Reinigung von Hart- und Teppichböden haben, und «Hartbodenstaubsaugern», die mit speziell für die «Reinigung von harten Böden ausgelegten Düsen» geliefert werden. Die dritte Kategorie sind dann die «Teppichstaubsauger», mit speziell für die Teppichreinigung ausgelegten Staubsaugerdüsen.

## Widerspenstige Schweizer Konsumenten

Gemäss Verordnung muss die Energieetikette 75 Millimeter breit und 150 Millimeter hoch sein und einen weissen Hintergrund haben. Mit 3 Millimeter Abstand zum Rand ist die «Begrenzungslinie des EU-Etiketts» anzubringen: «3,5 pt – Farbe: Cyan 100 % – abgerundete Ecken: 2,5 mm». Nicht fehlen dürfen EU- und Energie-Logo. Darunter folgen «der Name oder das Warenzeichen des Lieferanten und die Modellkennung», die «in eine Fläche von 62x10 mm passen» müssen. Auch Nummer und Verordnung des Etiketts sind anzugeben – in «Calibri fett», Schriftgrösse 8. Im Zentrum der Etikette steht die Skala der Effizienzklassen von A bis G. Deren Pfeile sind 6 Millimeter dick, der Zwischenraum beträgt einen Millimeter. Dabei ist «die Spitze des Pfeils, der die Energieeffizienzklasse des Staubsaugers

angibt, auf derselben Höhe zu platzieren wie die Spitze des Pfeils der entsprechenden Energieeffizienzklasse».

Neben Namen und Logo des Herstellers, der Modellbezeichnung und eben der Energieeffizienzklasse enthält die Etikette den durchschnittlichen jährlichen Energieverbrauch, der nach einem ebenfalls in der Verordnung geregelten Verfahren ermittelt wird. Auch die «Staubemissionsklasse» und der «Schallleistungspegel» sind anzugeben – ebenfalls gemäss Verordnung ermittelt. Bei Teppich- und Universalstaubsaugern ist zusätzlich die «Teppichreinigungsleistung» anzugeben, bei Universal- und Hartbodenstaugern – natürlich – die «Hartbodenreinigungsleistung». Die Musterblätter unter den Staubsaugern werden zusätzlich mit einem «EU-Umweltschutzzeichen» versehen, das dann auch auf der Energieetikette stehen darf. Auch dafür hat die EU eine eigene Verordnung, 66/2010 – ein Dokument mit neunzehn Seiten.

Es gibt Situationen, in denen eine Etikette am Gerät wenig nützt. Etwa beim Einkauf im Internet. Auch daran hat die EU gedacht. «Informationen, die in Fällen bereitzustellen sind, in denen nicht davon auszugehen ist, dass der Nutzer das Produkt ausgestellt sieht», werden in Anhang V der Verordnung festgelegt. Dabei sind die gleichen Informationen wie auf der Energieetikette zu machen, wobei gilt: «Schrifttyp und Schriftgrösse, in der alle in diesem Anhang genannten Angaben aufgeführt werden, müssen gut lesbar sein.»

Gemäss EU soll die Energieetikette «die Wahl der Endverbraucher auf Produkte lenken, die bei ihrem Gebrauch am wenigsten Energie oder andere wichtige Ressourcen verbrauchen». Offenbar hat diese freiwillige Auswahl bei den Schweizer Konsumenten nicht funktioniert. Und so sah der Bundesrat bereits im März 2011 von «freiwilligen Massnahmen» ab und definierte den «direkten Erlass von Vorschriften» über den Stromverbrauch als «einzig zielführenden Weg». Wieso es die ganze Etikettenbürokratie überhaupt braucht, wenn stromfressende Staubsauger sowieso verboten sind, bleibt offen.

Wer übrigens von einem Gerät der schlechtesten Effizienzklasse G auf eines der besten Klasse A+++ (gültig ab 2017) wechselt, spart mit dem von der EU ermittelten Energieverbrauch 48 Kilowattstunden Strom pro Jahr. Bei einem Strompreis von durchschnittlich 20 Rappen sind das immerhin Fr. 9.60. ○

# Geduld ist für mich ein Fremdwort.

Es ist eine Stärke, wenn man seine kleinen Schwächen kennt. Denn gerade beim Anlegen ist Aktivismus kein guter Ratgeber. Marktanalyse, Anlagestrategie und Umsetzungsdisziplin sind für eine erfolgreiche Portfoliobewirtschaftung entscheidend. Darauf dürfen Sie sich verlassen, wenn Sie die Verwaltung Ihres Vermögens unseren Experten übertragen.

**UBS Vermögensverwaltungsmandate**



# Amt für Geldverschwendung

Unsaubere Auftragsvergaben, ein lockerer Umgang mit Steuergeldern, ungelöste Asylprobleme – Susanne Hochuli hat ihr Amt nicht im Griff. Einsicht scheint bei der Aargauer Regierungsrätin noch nicht einzukehren. Von Kritik lässt sich die kecke Grüne kaum beirren. *Von Alex Reichmuth*



«Es gibt Dinge, die wir besser machen»: Regierungsrätin Hochuli.

Diesmal reagierte Susanne Hochuli prompt. Kaum hatte die *Weltwoche* letzten Donnerstag einen kritischen Artikel über die Aargauer Regierungsrätin mit dem Titel «Alles weg-lächeln» veröffentlicht, reichte sie Strafanzeige gegen unbekannt bei der Aargauer Oberstaatsanwaltschaft ein. Grund: Die *Weltwoche* habe aus Kommissionsprotokollen zitiert, «für die der Vertraulichkeitsgrundsatz gilt und die dem Amtsgeheimnis unterstehen», wie der Medienmitteilung des Departements für Gesundheit und Soziales (DGS) zu entnehmen ist.

Umgehend berichteten zahlreiche Medien – vom *Tages-Anzeiger* über die *Basler Zeitung* bis zum *Blick* – darüber: «Heisser Streit um schöne Susanne» (*Blick am Abend*). Dabei wurde auch die in der *Weltwoche* vorgebrachte Kritik an ihrer Amtsführung verbreitet. Hochuli dürfte sich bei der Strafanzeige auf Paragraph 15 des Aargauer Geschäftsverkehrsgesetzes berufen, in dem es heisst: «Kommissionssitzungen und deren Protokolle sind nicht öffentlich.» Ob dieser Paragraph für ein Strafurteil reicht, ist fraglich. Immerhin hat die Regierungsrätin kürzlich in einer ähnlichen Angelegenheit den Kürzeren gezogen: Sie hatte die Oberstaatsanwaltschaft eingeschaltet wegen angeblicher Amtsgeheimnisverletzung durch Andreas Glarner. Der Chef der SVP-Fraktion im Kantonsparlament hatte einen angeblich vertraulichen Bericht der Finanzkontrolle an die Medien geleitet. Doch die

Oberstaatsanwaltschaft stellte das Verfahren gegen ihn vor wenigen Tagen ein.

Nicht immer handelt die grüne Regierungsrätin so postwendend. Als 2010 bekanntgeworden war, dass ihr Departement für die Bewachung von Asylunterkünften mehrere hunderttausend Franken ausgegeben hatte, ohne zuvor Offerten eingeholt zu haben, blieb Hochuli untätig. Als sie in einer Sitzung der parlamentarischen Kommission für Aufgabenplanung und Finanzen (Kapf) auf die fehlende Ausschreibung angesprochen wurde, wischte sie die Kritik weg – mit erstaunlichen Argumenten. «Wegen der komplexen und schwierigen anderen Geschäfte im DGS konnte die Umsetzung [der Ausschreibung, die Red.] nicht sofort an die Hand genommen werden», sagte Hochuli. «Wir mussten uns zuerst um andere, dringendere Projekte kümmern.» Die Ausschreibung werde zwar nachgeholt. «Der Asylbereich lässt sich aber schlecht planen.»

## Offenbar beleidigt

So nonchalant reagiert Hochuli auch in anderen Situationen. Im September 2011 verfasste die Aargauer Finanzkontrolle unter Mitwirkung eines Kapf-Ausschusses einen Bericht zu einer Reihe von Konti, auf denen die Aargauer Verwaltung regelmässig extern vergebene Aufträge abbuchte. Die Finanzkontrolle hatte 1481 von rund 11 000 Buchungen des Jahres 2010 auf

ihre Rechtmässigkeit untersucht. Ernüchterndes Resultat: Über zwanzig Prozent der Stichproben quer durch die Departemente wurden falsch verbucht. «Eine derart hohe Quote von Falschbuchungen erstaunt und ist nicht akzeptabel», hielt die Finanzkontrolle fest. Der brennende Bericht brachte manch fragwürdige Aufträge ans Tageslicht – trotzdem wurde er erst ein halbes Jahr nach Erscheinen veröffentlicht.

Besonders schlecht schnitt Hochulis Departement für Gesundheit und Soziales ab. Die Finanzkontrolle rügte das DGS, weil es für die Leitung eines Beratungsgremiums im Bereich Gesundheitswesen über 60 000 Franken an Peter Schuhmacher bezahlt hatte – trotz eines offensichtlichen Interessenkonflikts: Schuhmacher sass damals für die Grünliberalen als Fraktionschef im Kantonsparlament. Eine Reihe weiterer externer DGS-Aufträge wurde wegen fehlender Rechtsgrundlage oder fehlenden Globalkredits kritisiert. In zwei Fällen erkannte der Bericht auf «Verschwendung von Steuergeld». Zum einen ging es dabei um einen auswärts vergebenen Auftrag für rund 10 000 Franken unter dem Titel «Neuordnung und Bereinigung des Ablagesystems der Fachstelle Familie und Gleichstellung». Diese Arbeiten gehörten zu den ordentlichen Aufgaben der Verwaltung und dürften nicht extern vergeben werden, bemerkte die Finanzkontrolle. Der zweite Fall betraf einen Auftrag für eine externe «Bedarfsabklärung für ein Kinderhospiz». Dieser Auftrag musste sistiert werden, als klar wurde, dass gar kein Bedarf für ein Kinderhospiz vorhanden war. Hochulis Departement hatte 35 000 Franken in den Sand gesetzt.

In der Kommission für Aufgabenplanung und Finanzen liess sich die Verantwortliche von Kritik nicht sonderlich beeindrucken. Es gebe zwar Fälle, wo sie mit der Haltung des Finanzkontrollausschusses [der Kapf, die Red.] übereinstimme, stellte Hochuli fest. «Andere Feststellungen teilen wir nicht.» Offenbar fühlte sich die Departementschefin beleidigt. «Ich weiss nicht, ob von uns ein Kniefall erwartet wird», fügte sie an. «Es gibt Dinge, die wir besser machen können, dürfen und müssen.»

Gerne hätte die *Weltwoche* erfahren, wie letztere Bemerkung gemeint war und was sie ernsthaft zur Kritik im Bericht sagt. Doch Hochuli verzichtet auf eine Stellungnahme, wie sie ausrichten lässt. Grund: die «laufende Strafuntersuchung», die sie selbst veranlasst hat.

Auszüge aus den Kommissionsprotokollen: [www.weltwoche/hochuli](http://www.weltwoche/hochuli)



# Ganges

Flusskreuzfahrt auf dem heiligen Fluss  
mit der luxuriösen RV Bengal Ganges\*\*\*\*



**Kalkutta-Varanasi-Delhi**

**16 Tage ab 5490.- p. P.** (Oberdeck hinten, Rabatt von Fr. 500.- Saison 2014/2015 bereits abgezogen)

**Farbenfrohes, unberührtes Indien  
sicher und komfortabel bereisen**

**Über 900 begeisterte Kunden**

**Bestmögliche Hotels – in Delhi  
Luxushotel Taj Mahal**

**Deutsch sprechende Reiseleitung**

**Schönes Schiff im Kolonialstil**

**Mächtiger Ganges, lieblicher Hooghly River**

- 1 **Zürich-Dubai** Flug nach Kalkutta via Dubai.
- 2 **Dubai-Kalkutta** Ankunft am Morgen. Einschiffung. Stadtrundfahrt in Kalkutta.
- 3 **Kalkutta-Kalna** Fahrt auf dem Hooghly River.
- 4 **Kalna-Matiari** Besuch Rajbari Tempelkomplex.
- 5 **Matiari-Murshidabad** Schifffahrt vorbei an Plassey.
- 6 **Murshidabad-Jangipur** Besichtigung Hazarduari Palace.
- 7 **Jangipur-Rajmahal** Passage Schleuse Fakkara.
- 8 **Rajmahal-Karagola** Spaziergang, Schifffahrt
- 9 **Karagola-Sultanganj** Besuch Vikramshila Universität.
- 10 **Sultanganj-Munger** Schifffahrt vorbei an Granitfelsen.
- 11 **Munger-Simaria** Besuch Bihar Yogaschule.
- 12 **Simaria-Bodhgaya** Ausschiffung. Ruinenstadt Nalanda.
- 13 **Bodhgaya-Varanasi** Am Abend «Aarti-Zeremonie» von Booten aus. Hotelübernachtung.
- 14 **Varanasi-Delhi** Bootsfahrt (fak.). Ruinen und Museum Sarnath. Flug nach Delhi. Hotelübernachtung.
- 15 **Delhi** Stadtrundfahrt durch Indiens Hauptstadt.
- 16 **Delhi-Dubai-Zürich** Am Morgen Rückflug nach Zürich. Programmänderungen vorbehalten.

**Delhi-Varanasi-Kalkutta (downstream 15 Tage)**

Leicht geändertes Programm in umgekehrter Reihenfolge.

## RV Bengal Ganges\*\*\*\*

Das 2004 im Kolonialstil gebaute, elegante Schiff bietet Platz für 56 Passagiere. Die grosszügigen Kabinen sind mit Klimaanlage, Safe, DU/ WC ausgestattet. Im eleganten Restaurant werden vorzügliche Mahlzeiten serviert. In der Lounge mit Bar finden Vorträge und Zusammenkünfte statt. Zur Bordausrüstung gehören überdachtes Sonnendeck und komfortable Deckstühle vor den Kabinen auf der Veranda. Mit Hartholz ausgestattet, edlen Möbeln und landestypischen Bildern bestückt, erwartet Sie eine einzigartige Atmosphäre an Bord. Im kleinen Spa werden verschiedene Massagen angeboten. **Nichtraucherschiff** (im Aussenbereich darf geraucht werden).

## Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie mit Vollpension
- Flüge mit Emirates via Dubai in U-Klasse, inkl. Flughafentaxen, höhere Klasse gegen Zuschlag
- Inlandflug inkl. Flughafentaxen
- Alle Transfers und Ausflüge
- 4 Hotelübernachtungen mit Vollpension
- lokale deutschsprechende Reiseleitung

**Nicht inbegriffen:** An-/Rückreise zum/vom Flughafen Zürich, Trinkgelder, Getränke, Bootsausflug in Varanasi (US\$ 20), Visum Fr. 160.-, Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Elvia), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.- pro Auftrag (entfällt bei Buchung über [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch))

**Vor-/Nachprogramm Rajasthan, Taj Mahal auf Anfrage.  
Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt.**

## Es het solangs het Rabatt **Rabatt 500.-**

### Reisedaten 2014/2015

**Kalkutta-Delhi (upstream 16 Tage)**

21.10.14-05.11.14 **01.02.15-16.02.15\*\***

11.12.14-26.12.14 **27.02.15-14.03.15\***

• *nur noch wenige Kabinen verfügbar*

**Delhi-Kalkutta (downstream 15 Tage)**

30.10.14-13.11.14 10.02.15-24.02.15

24.11.14-08.12.14 08.03.15-22.03.15

20.12.14-03.01.15

## Es het solangs het Rabatt **Rabatt 300.-**

### Reisedaten 2015/2016

**Kalkutta-Delhi (upstream 16 Tage)**

18.10.15-02.11.15 **24.01.16-08.02.16\***

**12.11.15-27.11.15\* 18.02.16-04.03.16\***

06.12.15-21.12.15 **13.03.16-28.03.16\***

31.12.15-15.01.16

**Delhi-Kalkutta (downstream 15 Tage)**

24.10.15-07.11.15 30.01.16-13.02.16

18.11.15-02.12.15 24.02.16-09.03.16

12.12.15-26.12.15 19.03.16-02.04.16

06.01.16-20.01.16

**\* mit Thurgau Travel Reisebegleitung ab/bis Schweiz**

*Alle anderen Daten mit lokaler deutschsprechender Reiseleitung Flughafen Kalkutta-Flughafen Delhi v.v.*

## Preise pro Person in Fr.

vor Rabatt

2-Bettkabine Oberdeck hinten 5990.-

2-Bettkabine Hauptdeck 6390.-

2-Bettkabine Oberdeck Mitte 6790.-

2-Bettkabine Oberdeck vorn 7290.-

Alleinbenutzung OD Mitte/HD 1190.-



Online navigieren  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie Sabrina Ricklin  
**Gratis-Nr. 0800 626 550**

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,  
Tel. 071 626 55 00, [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)



**Thurgau Travel**

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

# Übermensch der Effizienz

Dem Solothurner Stadtpräsidenten, FDP-Nationalrat und Multiverwaltungsrat Kurt Fluri wachsen seine vielen Ämter und Mandate über den Kopf. Doch niemand wagt es, das Problem beim Namen zu nennen. *Von Christoph Landolt*



**Halber Präsident mit vollem Lohn:** freisinniges Stadtoberhaupt Fluri.

Was braucht es, um ein Bahnunternehmen zu präsidieren, das 400 Mitarbeiter beschäftigt und 25 Millionen Passagiere pro Jahr transportiert? 14 Stunden pro Jahr für Sitzungen, 12 Stunden für Vorbereitungen. Wie viel Zeit wendet ein Vizepräsident einer Regionalbank auf, die 5 Filialen, 110 Angestellte und 2,5 Milliarden Franken Bilanzsumme aufweist? Doppelt so viel wie ein Vizepräsident einer Schifffahrtsgesellschaft mit 8 Schiffen und 350 000 Passagieren pro Jahr, nämlich exakt 38 Stunden pro Jahr. Und wie viel investiert der Präsident der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz, um eine der wichtigsten Naturschutzorganisationen des Landes zu führen? 8 Stunden pro Jahr für Sitzungen, gleich viel für die Vorbereitung.

All diese Ämter vereinigt ein einziger Mann auf sich: Kurt Fluri, im Hauptberuf Stadtpräsident von Solothurn, nebenher FDP-Nationalrat

und noch vieles anderes mehr. Insgesamt 36 Mandate hat der 59-Jährige neben seinem 100-Prozent-Job als Stadtoberhaupt inne.

Wie viel Fluri für seine Nebenämter aufwendet, ist einer Tabelle zu entnehmen, die er letzte Woche im Solothurner Gemeinderat präsentierte. Anlass waren zwei Vorstösse aus dem Parlament, der eine von der SP, der andere von der CVP-GLP-Fraktion. «Ablieferung der Einkünfte aus Vertretungen in Unternehmen und anderen Organisationen an die Stadtkasse», so der technokratisch klingende Titel einer Motion, in der Stadtpräsident Fluri mit keinem Wort genannt, aber eindeutig gemeint ist. Ausser den tatsächlichen Spesen seien sämtliche Einkünfte, welche das städtische Personal «als Vertretung der Gemeinde» erzielt, der Stadtkasse abzuliefern, so die Forderung. Zurzeit darf ein Stadtangestellter solche Einkünfte behalten,

sofern sie maximal 5000 Franken betragen. Die Gemeinderäte diskutierten: Man könne froh sein über einen wie Fluri, tönte es von den Freisinnigen. Es gehe keinesfalls um eine «Lex Fluri», flöteten seine Kritiker. Fluri selbst schimpfte (auch über die seiner Meinung nach unbotmässig recherchierende *Weltwoche*, die er als «unseriös» bezeichnete). Am Ende wurde die Motion mit 15 zu 12 Stimmen angenommen.

## In Bundesratssphären

Zusätzlich zu seinem Grundlohn von 243 310 Franken kassierte Kurt Fluri im vergangenen Jahr 121 664 Franken Mandatsentschädigungen, 14 715 Franken Sitzungsgelder sowie 26 035 Franken (steuerfreie) Spesen. Macht insgesamt 406 324 Franken. Damit ist er wohl der erste Berufspolitiker des Landes, der in die Sphären der Bundesräte mit über 400 000 Franken Einkommen aufgestiegen ist. Gegenüber der letzten Erhebung der *Weltwoche* (Nr. 50/12) hat er sich um 27 379 Franken gesteigert.

Daran wird sich durch das Votum des Gemeinderats wenig ändern. Fluri muss künftig ein paar Tausender zusätzlich an die Stadtkasse überweisen – mehr nicht. Von Amtes wegen sitzt der Solothurner Stadtpräsident lediglich in sechs Gremien. Hinzu kommen elf Organisationen, in denen Fluri sozusagen freiwillig die Stadt Solothurn vertritt.

Die allermeisten Mandate, neunzehn an der Zahl, übt Fluri gemäss eigenen Angaben in seiner Freizeit aus, darunter das mit Abstand lukrativste: Als Nationalrat erhielt er im letzten Jahr 104 402 Franken plus 23 791 Franken steuerfreie Spesen. Der Stadt muss er lediglich 20 000 Franken für die Beanspruchung von Büro und Sekretärin entrichten.

Andere Städte sind da wesentlich restriktiver. Der Berner Stadtpräsident Alexander Tschäppät (SP) etwa muss drei Viertel seines Nationalratshonorars an die Stadtkasse überweisen. Die Logik dahinter: Nationalrat ist kein Feierabendhobby, sondern mindestens ein Halbamt. Alleine die Sessionen nehmen 48 Tage in Anspruch, hinzu kommen durchschnittlich 9 Sitzungstage pro Kommission. Fluri sitzt in der Staatspolitischen sowie in der Kommission für Verkehr und Fernmeldewesen. Gemäss eigenen Angaben wendet er für den Nationalrat 50 Sitzungstage plus 28 Tage an Vorbereitung auf. Für das Aktenstudium und allfällige Zusatzaufgaben bleibt da nicht mehr viel Zeit.

Doch dieses Thema anzusprechen – davor schreckten die Gemeinderäte zurück. Die Na-

tionalratsentschädigung liessen sie unangetastet. Das liegt daran, dass es in Solothurn bisher noch niemand wagt, offen die alles entscheidende Frage zu stellen: Wie seriös macht Kurt Fluri seinen Job eigentlich? Die Frage drängt sich auf, denn die präsidiale Nebenämterliste lässt nur zwei Möglichkeiten offen.

Entweder seine Angaben sind glaubhaft, und Fluri ist eine Art Übermensch der Effizienz, der einen Regionalverkehr Bern–Solothurn (RBS) und eine Bielersee-Schiffahrtsgesellschaft in je zwei Tagen und eine Regiobank Solothurn in vier Tagen durch das Jahr lotst. Oder aber er zwackt bei seinem Job derart viel Zeit ab, dass er so etwas wie ein halber Stadtpräsident ist. Ein halber Stadtpräsident allerdings, der einen 100-Prozent-Lohn bezieht.

Die Wahrheit liegt wohl irgendwo in der Mitte. Der fleissige «Aktenfresser» und fünffache Vater bewältigt tatsächlich ein enormes Arbeitspensum. Doch auch bei Fluri hat ein Tag nur 24 Stunden. Der neugewählte Präsident einer Stiftung, die eine enge Zusammenarbeit mit der Stadt pflegt, wunderte sich darüber, dass der vielbeschäftigte Stadtpräsident ein ganzes Jahr lang keine Zeit für einen Antrittsbesuch finden konnte.

Unter Fluris Zeitmangel leidet auch das seit langem wichtigste Investitionsprojekt: die Grossüberbauung «Wasserstadt». Das Vorha-

ben ist imposant: Auf einem mit Altlasten verseuchten Gelände am Stadtrand soll eine künstliche Aareschleife entstehen. Am Ufer 530 Wohnungen, 150 Einfamilienhäuser, ein Hotel, Restaurants, Bootsplätze. Geplant von den Basler Architekten Herzog & de Meuron. 650 Millionen Franken sollen investiert werden, die ersten beiden Etappen sind bereits finanziert. Doch der Baustart rückt in immer weitere Ferne. Seit Oktober 2013, also bald einem Jahr, liegt die angeforderte Wirtschaftlichkeitsstudie auf dem Pult des Stadtpräsidenten. «Herr Fluri hat die Studie noch nicht einmal dem Gemeinderat vorgelegt», klagt Mitinvestor Ivo Bracher gegenüber der *Weltwoche*. «Seine Belastung ist so gross, dass der Eindruck entsteht, er sei froh um alles, was er hinausschieben kann.»

Wie ausgelastet der Vielbeschäftigte ist, lässt sich auch daraus ableiten, dass er mehr als fünf Monate brauchte, um die kritischen Vorstösse aus dem Gemeinderat zu beantworten.

Halb besorgt, halb belustigt sprechen sie in Solothurn über die Schlafattacken, die den «Ku-Flu» immer wieder ereilen. In Kommissionssitzungen schlummert der Emsige immer wieder mal weg, wie Lokalpolitiker hinter vorgehaltener Hand bestätigen. Offiziell sind die Symptome von Fluris Überforderung kein Thema. Doch der Unmut wächst, das Murren ist unüberhörbar. Die Sozialdemokraten zei-

gen sich ob der Tatsache, dass es für den Stadtpräsidenten keine Arbeitszeiterfassung gibt, «nachdenklich». Und die *Solothurner Zeitung*, sonst eine treue Gefährtin der Mächtigen, vergleicht Fluri mit dem sowjetischen Helden der Arbeit Stachonow, der das Plansoll um 1457 Prozent übertraf.

### Wandelnde Interessenkollision

Sicher ist, dass es Fluri immer schwerer fällt, seine verschiedenen Mandate unter einen Hut zu bringen. Wenn er als Vorstandsmitglied von Pro Natura Solothurn gegen Windkraftwerke redet, schadet er damit der Regio Energie Solothurn (RES), der er als Präsident vorsteht und die an genau diesen Windkraftwerken beteiligt ist. Wenn er als Stadtpräsident die teilweise Umleitung der Aare gutheisst, macht er sich als Präsident der Stiftung Landschaftsschutz ungläubwürdig.

Wenn er in seiner Doppelfunktion als Stadt- und RES-Präsident das noch nicht amortisierte Gasnetz durch ein neues Fernwärmenetz ersetzen lässt, passt das schlecht zur Tätigkeit als Gaslobbyist in Diensten des Gasverbands Mittelland. Wenn er für die Fernwärme dann auch noch einen Anschlusszwang verordnet (*Weltwoche* Nr. 29/14), fragen sich viele liberale Solothurner, wie sich das mit seinem freisinnigen Parteibuch vereinbaren lässt. ○



Ruf Lenz

Manche angesagten Heizsysteme haben so ihre Tücken. Heizen Sie besser mit Öl.

Auf eine moderne Ölheizung ist in jeder Situation Verlass. Der eigene Tank macht Sie unabhängig und schützt vor Versorgungs-Unterbrüchen. Eine moderne Ölheizung überzeugt aber auch hinsichtlich Kosten, Effizienz und Umwelt.

Weitere Informationen über die raffinierte Energie: Gratistelefon 0800 84 80 84 oder [www.heizoel.ch](http://www.heizoel.ch)

**HEIZEN MIT ÖL**

Die raffinierte Energie



Die Welt da draussen verschwindet: Autor Gut im Cockpit.

## Mein Tag in der Formel 1

Wie ist es, selber ein Rennauto zu steuern? Die Erfahrung grenzt ans Mystische. Im Tempofieber gerinnt die Zeit zu einem stehenden Jetzt. Von Philipp Gut und Ian Hanning (Bilder)

Einmal im Leben am Steuer eines Formel-1-Boliden sitzen: Diesen Bubentraum, diesen Männertraum habe ich mir erfüllt. Möglich macht das Erlebnis eine Schweizer Kleinfirma mit Sitz in Regensdorf im Kanton Zürich. Interessant: Wie Firmeninhaber Ronny Alder erklärt, steht hinter den rasenden Männern in vielen Fällen eine Frau. Fünfzig Prozent der Privatkunden, die wiederum die Hälfte der Gesamtkundschaft ausmachen, bekommen die Fahrt von ihren Gattinnen oder Partnerinnen geschenkt.

Die Rundstrecke liegt an der Côte d'Azur im Hinterland von Saint-Tropez, auf dem Testgelände des ehemaligen französischen Formel-1-Teams AGS. Bereits am Vorabend gab Organisator Alder, einst selber ein Nachwuchstalent, erste Anweisungen auf der Hotelterrasse. In die Vorfreude mischte sich Respekt, der sich am Renntag von Minute zu

Minute steigerte – bis zum Augenblick, wo du im Cockpit sitzt, die Gurten so straff, dass sich der Oberkörper keinen Millimeter mehr bewegen kann, eine Art Geisel der Maschine und deiner Fähigkeiten, die du erst noch erproben musst. Professionelle Instruktoressen, diplomiert vom französischen Motorsportverband, weihen die halb aufgekratzten, halb ehrfürchtig lauschenden Laien in die Kunst des Gasgebens und in die hohe Schule des Bremsens ein. Nicht die Beschleunigung sei das eigentliche Geheimnis des Formel-1-Fahrens, sondern das Gegenteil, die enorme Kraft der sogenannten Bremsverzögerung. Wer falsch bremst, blockiert die Räder – und sei im Bruchteil einer Sekunde weg. Auf Wiedersehen im Kiesbett.

Den Formel-1-Wagen – Fahrzeuge von AGS, Arrows und des Rennstalls von Alain Prost, einst gesteuert von Nick Heidfeld und Jean

Alesi – näherten wir uns über die Vorstufe der Formel 3, 180 PS, aber nur 450 kg Gewicht: Das gibt schon einen schönen Schub, der freilich mit der Königsklasse nicht vergleichbar ist. Der Formel-1-Motor, ein V8 Ford Cosworth, mehrfach in Weltmeisterfahrzeugen verbaut, erbringt eine Leistung von 650 PS und dreht bis 11000-mal pro Minute. Das Gewicht des Autos beträgt bloss 505 kg, es ist also rund viermal leichter als eine Strassenlimousine. Eine Zahl sagt alles: 777 Gramm pro PS. Auf dieses Verhältnis – das sogenannte Leistungsgewicht – kommt es an. Wer nachrechnet und diesen Wahnsinnswert mit seinem eigenen Auto vergleicht, ahnt die Wucht.

### Die Anwesenheit der Hostess beruhigt

Draussen ist es jetzt 32 Grad im Schatten. Unter Anzug und Helm steigt die Hitze, die noch zunimmt, als ich mich mit Hilfe zweier Techniker in das enge Cockpit zwänge, annähernd in Liegeposition. Im Rücken brüht der Motor. Um die Wärme, aber auch die Nervosität zu dämpfen, spritzt eine barmherzige Hostess Wassertropfen durch das offene Visier. Die Anwesenheit der Frau beruhigt, ähnlich einer Krankenschwester, die am Bettrand sitzt.

Bis zum Start bleiben wenige Minuten. Mit ausgeschaltetem Motor trainiere ich die Betä-



**Verschmelzung von Mensch und Material:** In 4,8 Sekunden erreicht der Wagen 200 km/h.

tigung der beinhart eingestellten Kupplung. Gefühlvoller!, deutet der Mechaniker an, sonst würgt man den Motor gleich wieder ab. Die Techniker schieben den Wagen ein paar Meter weiter auf den Startplatz. Dann geben sie der Maschine von hinten Feuer, während ich den Startknopf betätige und nach vorn schaue, zum Chefinstruktor, der sich auf der rechten Seite in Sicherheit gebracht hat. Schon jetzt ist der Lärm so ohrenbetäubend, dass wir nur noch per Handzeichen kommunizieren. Aufs Gas drücken, signalisiert der Instruktor mit einer Aufwärtsbewegung seiner linken Hand, ein Dirigent und Dompteur, der mich seelenruhig anweist, wie man 650 Pferde zügelt. Der Motor heult auf. Dann das Zeichen, die Kupplung loszulassen, sanft, wie wenn man einem Neugeborenen über den Kopf streicht.

Im nächsten Augenblick bin ich auf der Piste, das Heulen des V8 Ford Cosworth wird zu einem Brüllen, das man allerdings am Pistenrand noch viel lauter wahrnimmt – am Steuer fliegst du dem Krach und den alles übertönenden Fehlzündungsexplosionen davon. Das Fahrgefühl? Was die professionellen Lehrmeister zuvor gesagt haben, trifft zu: Wenn du die Boxe verlässt, bist du ganz auf dich gestellt, niemand kann dir mehr helfen. Absolute Einsamkeit, jedoch gepaart mit einer

Art Verschmelzung von Mensch und Material: Die Grenzen zwischen Fahrer und Auto lösen sich auf, schon ein paar Millimeter auf dem Gas jagen dich wie ein Geschoss auf die nächste Kurve zu. In 4,8 Sekunden erreicht der Bolid 200 km/h.

### **Adrenalin in toxischen Dosen**

Daraus folgt ein Zweites: Der Blick, die Aufmerksamkeit sind vollkommen fokussiert, auf die nächste Kurve, den nächsten Druck auf Gas- und Bremspedal, den nächsten Kurvenscheitelpunkt. Alles andere verschwindet, die Welt da draussen, deine Gedanken, auch ein Stück weit du selber. Ich hatte unterwegs ernsthaft keine Ahnung, ob ich jetzt zwei, drei, oder fünf Runden gefahren war – die Fahne des Streckenwarts war das einzige Signal der Aussenwelt, das ich noch wahrnahm. Trotz einer schweisstreibenden Konzentrationsleistung und trotz Adrenalinausstoss in annähernd toxischen Dosen hat das Formel-1-Fahren deshalb auch etwas Entspannendes. Das sagen Teilnehmer der Laien-Rennkurse immer wieder. Die alten christlichen Mystiker sprachen vom «nunc stans», dem stehenden Jetzt, der Zeit, die zur Ewigkeit gerinnt. Paradoxiertweise ahnt man im Tempofieber etwas von dieser ekstatischen Erfahrung des Stillstands.

Ist es Glück? Unterwegs spürst du nichts, du hast schlicht keine Zeit. Beim Formel-3-Training entglitt mir zuweilen ein Jauchzer. Undenkbar in der Formel 1. Doch man brauchte nur in die Gesichter derer zu blicken, die zurückkamen von der Strecke. Helm ab, Haube runter, das Haar verklebt, Schweißstropfen auf der Stirn: Und von tief drinnen steigt ein verklärtes Lächeln auf, Ausdruck einer Mischung von Unglaube und Respekt. *Yes, I did it.*

Dass wir nicht abhoben, dafür sorgte Pitou. Hatte ich mich schon fast wie ein echter Rennfahrer gefühlt, stutzte er mich in Sekundenschnelle auf Anfängerformat zurück. Pitou ist Chefmechaniker bei AGS, ein sympathischer, O-beiniger Kahlkopf Mitte fünfzig, der noch selber für die Formel 1 Metallteile gefertigt hatte. Ich stieg hinter ihm in einen F1-Doppelsitzer. Was folgte, war Autofahren von einem andern Stern. Pitou machte mich mit seiner Renntaxidemonstration zur Schnecke. Und das Fieseste kommt noch. Ob er ans Limit gegangen sei, fragte ich nach dem Höllenritt. Pitou lächelte nachsichtig: Er habe mindestens fünfzehn Prozent Reserve gehabt. Aus Rücksicht auf den Beifahrer. Halleluja.

www.passion4speed.com. Preise: Renntaxifahrt 490 Franken, Formel 1 selber fahren ab 2300 Franken.

# Überzeugungskraft im Haifischtank

Der Westen kämpfe für Freiheit und Demokratie in der Ukraine, heisst es. Tatsächlich? Vor allem geht es um Geld, Gas und die Verbindung zwischen einem dubiosen Oligarchen und dem amerikanischen Vizepräsidenten. *Von Wolfgang Koydl*



**Bewaffnete Schlägerbanden:** ukrainischer Geschäftsmann Kolomoiski.

Wenn man eine hochkarätige Konferenz ausrichten will, kann man einen schlechteren Tagungsort wählen als den Liwadija-Palast vor den Toren von Jalta. Selten verbinden sich Lage, Architektur und historische Bedeutung zu einem derart perfekten Paket. Schliesslich war es hier, in der hoch über dem Schwarzen Meer gelegenen schneeweissen Sommerresidenz des letzten russischen Zaren, wo Roosevelt, Churchill und Stalin im Februar 1945 die europäische Nachkriegsordnung festlegten.

Vor genau einem Jahr fand am selben Ort eine andere Konferenz statt, die auch ziemlich hochrangig besetzt war. Und auch diesmal ging es, wie die britische Wochenzeitung *Economist* schrieb, um nichts weniger als den «Versuch, Europa abermals neu zu formen». Konkret: Wenige Wochen vor Beginn der regierungsfeindlichen Proteste auf dem Maidan in Kiew wurde ausgelotet, wie die Ukraine rus-

sischem Einfluss entzogen und in den Westen eingebunden werden könnte.

Ausgerichtet hatte das Treffen der ukrainische Stahlröhren-Oligarch Wiktor Pintschuk. Zu den Gästen zählten Amerikas Ex-Präsident Bill Clinton, Britanniens Ex-Premier Tony Blair, Deutschlands Ex-Kanzler Gerhard Schröder, Italiens Ex-Regierungschef Mario Monti, Ex-Weltbank-Chef Robert Zoellick, Ex-CIA-Direktor David Petraeus und viele andere nach wie vor einflussreiche westliche Politiker, Industrielle und Banker.

Viele Teilnehmer kamen aus der Energiebranche. Das war kein Zufall, denn am Rande der Gespräche ging es vor allem um den Brautpreis, den Kiew in die neue westliche Partnerschaft einbringen sollte: Milliarden von Dollar für Billionen Kubikmeter Erdgas.

Bislang ist die Ukraine ein Energie-Habenichtswesen, auf Gedeih und Verderb auf



**Hilfe von oben:** US-Vizepräsident Biden.



**Förderkonzessionen:** US-Aussenminister Kerry.

russische Erdgaslieferungen angewiesen. Doch das könnte sich rasch ändern. Das Land verfügt über die drittgrössten Vorkommen an Schiefergas in Europa: Die Schätzungen reichen von 4 bis 20 Billionen Kubikmeter. Der grössere Teil liegt in der Ostukraine, um die seit Monaten erbittert gekämpft wird. Das britisch-niederländische Energieunternehmen Shell hat sich hier Bohrrechte gesichert und hat Milliarden Dollar investiert oder bereitgestellt.

## «Gerechte Kriege» der Römer

Das Gas kann nur mittels der umstrittenen Fracking-Methode aus dem Gestein gespült werden. Amerikanische Firmen brennen darauf, diese von ihnen perfektionierte Technologie auch in Europa zum Einsatz zu bringen – oft gegen den Widerstand von Umweltschützern. Solche Proteste würde sich eine zu Dankbarkeit verpflichtete Ukraine nicht leisten können.

Spätestens in drei Jahren hofft man mit der Förderung beginnen zu können: Je nach Prognose könnten dies 20 bis 40 Milliarden Kubikmeter im Jahr sein. Das würde nicht nur die Ukraine unabhängig machen von Russland. Ukrainische Gasexporte könnten auch Europas Abhängigkeit von russischen Lieferungen lockern.

Wer also nach den Gründen für das ungewöhnlich starke Interesse der USA an der Ukraine sucht, sollte über Frieden, Freiheit, Demokratie und Bürgerrechte hinausdenken, die gerne als Argumente angeführt werden. Sie klingen immer gut, wenn ein bewaffneter Konflikt droht. Mit der Realität haben sie jedoch wenig zu tun. Die Römer rechtfertigten auch Eroberungsfeldzüge, indem sie sie zu «gerechten Kriegen» adelten. Die USA verteidigen die Demokratie.

Eine besonders zwielichtige Rolle im ukrainischen Gas-Poker spielen eine dubiose Firma, die im zyprischen Limassol zugelassen ist, ein ukrainischer Oligarch mit Eigenschaften wie ein James-Bond-Bösewicht sowie die Familien von US-Vizepräsident Joe Biden und Aussenminister John Kerry.

### Fütterung der Raubfische vom Bürotisch

Burisma Holdings ist das mit Abstand grösste private Öl- und Gasunternehmen der Ukraine. Die Firma hat sich Förderrechte im Dnjepr-Donetz-Becken gesichert, wo prorussische Separatisten für eine Abtrennung von Kiew kämpfen. Die Eigentumsverhältnisse von Burisma sind eher unübersichtlich und verschachtelt. Es gilt jedoch als sicher, dass Igor Kolomoiski, einer der reichsten und schillerndsten Männer der Ukraine, im Hintergrund die Fäden zieht.

Dem 51-Jährigen (geschätztes Vermögen: 1,7 Milliarden Dollar) gehören eine Bank und Privat Group – ein Mischkonzern aus Medien, Fluggesellschaften, Energie- und metallverarbeitenden Firmen. Sein Vermögen machte er mit eher unkonventionellen Methoden: So beschleunigte er unfreundliche Übernahmen anderer Unternehmen, indem er bewaffnete Schlägerbanden vorbeischickte. Das *Wall Street Journal* berichtete, dass Kolomoiskis Büro ein mit Haien bestücktes Aquarium ziert. Per Knopfdruck kann er die Raubfische vom Schreibtisch aus füttern – was den einen oder anderen Gesprächspartner spürbar verunsichert haben soll.

Nach dem Sturz von Präsident Wiktor Janukowitsch berief ihn die Übergangsregierung zum Gouverneur des Bezirks Dnjepropetrowsk – wo passenderweise die Gasvorkommen lagern. Bis zu diesem Zeitpunkt lebte er in Genf, das als seinen Lebensmittelpunkt bezeichnete.

In seiner ersten Pressekonferenz als Gouverneur verspottete Kolomoiski Kremlchef Wladimir Putin als «zu kurz geratenen Schizophrenen» und sprach sich für den Bau eines

Starkstromzaunes an der Grenze zu Russland aus. In seinem Gouvernement baute Kolomoiski derweil eine 2000 Mann starke Privatarmee auf. Das Bataillon Dnjepr kämpft nicht nur gegen die prorussischen Separatisten – für jeden Gefangenen zahlt der Oligarch 10 000 Dollar Kopfgeld –, die Truppe wird auch verdächtigt, schon mal vorsorglich klammheimlich Bohrgeräte für Burisma in die Region zu schaffen.

### Tief im Machtzentrum von Washington

Komplett ist bereits der sechsköpfige Vorstand dieses Unternehmens. Die Auswahl der Direktoren dürfte freilich einige Fragen aufwerfen. Denn die Rechtsabteilung leitet der US-Anwalt Hunter Biden. Das ehemalige Mitglied der New Yorker Anwaltskanzlei Boies, Schiller & Flexner hat sich bislang allerdings nicht als sonderlich erfolgreicher Manager hervorgetan.

Ausschlaggebend für Burisma dürfte denn auch eher der Umstand gewesen sein, dass er der Sohn des amerikanischen Vizepräsidenten Joe Biden ist. Nur wenige Tage nachdem dieser Ende April Kiew besucht und die dortige Regierung der Hilfe des Weissen Hauses für grössere Energieunabhängigkeit versichert hatte, wurde der Filius als Burisma-Direktor berufen. Einen Interessenkonflikt sahen allerdings weder Vater noch Sohn. Melanie Sloan, Chefin der Anti-Korruptions-Organisation Citizens

### Für jeden Gefangenen zahlt der Oligarch 10 000 Dollar Kopfgeld.

for Responsibility and Ethics in Washington, erteilte Absolution: «Es kann doch nicht angehen, dass man nichts tun darf, nur weil dein Papa Vizepräsident ist.»

Oder ein Vertrauter des amerikanischen Aussenministers wie Devon Archer. Er leitete 2004 die Präsidentschaftskampagne von John Kerry. Zusammen mit Hunter Biden ist er ein Partner in der New Yorker Investmentfirma Rosemont Seneca. Sie wurde gegründet von Christopher Heinz, dem Erben des Ketchup-Moguls Henry John Heinz. Wichtiger als der leibliche Vater ist freilich Christophers Stiefvater: John Kerry, Amerikas Aussenminister und Ehemann der Heinz-Witwe Teresa.

Fassen wir zusammen: Einem pathologisch russenfeindlichen Oligarchen, dem ein Londoner Richter einmal kriminelle Geschäftsmethoden bescheinigte und gegen den er «starke Zweifel an seiner Ehrlichkeit» äusserte, ist es gelungen, seine Tentakel bis in die höchsten Machtzentren in Washington auszustrecken. Auf dem Spiel stehen nicht Demokratie und Menschenrechte, sondern Dollars und Förderkonzessionen. Die Autoren von «House of Cards», der TV-Serie über Macht und Mächtige in Washington, könnten sich einige Anregungen holen. ○

## Flug MH17

# Topsecret

## Das Rätsel um die Boeing, die über der Ukraine abstürzte, bleibt ungelöst.

Vierunddreissig Seiten umfasst der Bericht, den Dutzende von Ermittlern in den letzten 52 Tagen erstellt haben. Doch seine Quintessenz ist in vier dürren Zeilen zusammengefasst: «Der im Vorderteil des Flugzeuges beobachtete Schaden scheint darauf hinzudeuten, dass das Flugzeug von einer grossen Zahl hochenergetischer Objekte von ausserhalb des Flugzeuges durchdrungen wurde. Wahrscheinlich resultierte diese Beschädigung in einem Verlust der strukturellen Integrität des Flugzeuges, was zu einem Auseinanderbrechen während des Fluges führte.»

Kurz gesagt: Schrapnelle von einem Geschoss durchsiebten Flug MH17 der malaysischen Fluggesellschaft, der am 17. Juli über der Ostukraine abstürzte. So viel ist also klar. Doch so viel war schon vor Beginn der Untersuchung klar. Die wirklich wichtigen Fragen konnten die niederländischen Ermittler nicht beantworten: Um was für eine Art von Geschoss handelte es sich? Und: Wer hat es abgefeuert? Der Vorwurf des Westens jedenfalls, dass Moskau hinter der Katastrophe stecke, wurde nicht erhärtet. Allerdings auch nicht die russische These von einem Abschuss durch ein ukrainisches Militärflugzeug.

Nur einen Zwischenbericht hätten sie vorgelegt, beteuerten die Niederländer. Ein endgültiges Resultat werde es am Jahrestag des Absturzes geben. Bis dahin hoffe man auf weitere Beweise – etwa abgehörte Funksprüche oder Satellitendaten. Schon komisch, dass man die jetzt noch nicht hatte. Dazu hätte man doch nur die Amerikaner fragen müssen, deren globale Schnüffelsucht aktenkundig ist. Oder sollten NSA und Partnerdienste derart von der Überwachung unzähliger Facebook-Posts, Tweets und Handygespräche überfordert sein, dass sie für die gefährlichste Krise in Europa seit Jahrzehnten kein Ohr und kein Auge übrig haben?

Wohl kaum. Wahrscheinlicher ist, dass sie diese Informationen geheim halten, weil sie nicht belegen, was man so gerne hätte: eine russische Schuld. Oder sollte etwa die deutsche Regierung recht haben: Sie teilte mit, dass ihr «keine gesicherten Erkenntnisse» über den Einsatz von Luftabwehrraketen vorlägen. Dann hätte doch ein ukrainischer Jet geschossen.

Wolfgang Koydl

# Sanktionen gegen Russland?

EU und Nato spielen in der Ukraine-Krise die Unschuldigen. Diese Rolle kommt ihnen nicht zu. Der Westen hat grossen Anteil an der Eskalation. Die Konfliktparteien müssen dringend aufeinander zugehen – andernfalls zerfällt die europäische Friedensordnung. *Von Gregor Gysi*



*Gezerrt um ein Land, das zwischen Ost und West tief gespalten ist: Nato-Gipfel in Wales.*

Seit der Annexion der Krim durch Russland und infolge der weiteren Unterstützung der ostukrainischen Aufständischen durch Russland werden Wirtschaftssanktionen durch die EU gegen Russland verhängt. Treibende Kraft sind die USA und besonders US-nahe EU-Staaten. Eine eher mässige Rolle spielt Deutschland. Ausdrücklich soll die Sanktionspolitik durch eine Verhandlungspolitik begleitet werden, denn so, glauben die Sanktionsbefürworter, könne Russland schneller zu Zugeständnissen genötigt werden.

Obwohl selbst Gegner dieser Sanktionspolitik, teile ich mit den Sanktionsbefürwortern einen Standpunkt: Sowohl die Annexion der Krim als auch die Unterstützung der Aufständischen, die inzwischen allerdings unterschiedliche Ziele verfolgen, halte ich für inakzeptabel. Nicht nur, dass sie Prinzipien des Völkerrechts zuwiderlaufen, sie gefährden darüber hinaus

auch die europäische Friedensordnung. Das muss sich Putin vorhalten lassen, da helfen Verweise auf die Politik des Westens nicht weiter, der ebenfalls, wenn es passte, völkerrechtliche Gebote links liegen liess. Ich nenne hier die Nato-Intervention in Jugoslawien und, in deren Folge, die Abtrennung des Kosovo von Serbien. Ebenfalls drängt sich der von den USA geführte Krieg der «Koalition der Willigen» gegen den Irak auf, dessen Folgen wir heute auch in Gestalt des Islamischen Staats (IS) vor uns sehen.

## **Der Westen hat grossen Anteil an der Krise**

Wenn Völkerrechtsverletzungen inakzeptabel sind, dann müssten Sanktionen gegen Russland doch gerechtfertigt sein. Nur, das stimmt so nicht. Die Europäische Union und inzwischen auch die Nato spielen hier die aufrichtig Besorgten, die ohne eigenes Zutun plötzlich mit einer politischen Krise grösseren Aus-

masses umgehen müssen. Diese Rolle kommt ihnen hier aber nicht zu. Denn auch der Westen hat einen grossen Anteil daran, über den er gern schweigt.

Als der damalige ukrainische Präsident Janukowitsch sich nach langen Verhandlungen über ein Assoziierungsabkommen mit der EU dazu entschloss, es nicht zu unterzeichnen, sondern der eurasischen Zollunion beizutreten, begannen Demonstrationen in Kiew. Aber warum unterzeichnete Janukowitsch, trotz langer Verhandlungen, das Abkommen nicht? Die Ukraine wurde sowohl von Russland als auch von der EU in eine Entweder-oder-Situation gedrängt. Die EU sagte, entweder die Zollunion oder das Assoziierungsabkommen, und Putin sagte das Gleiche. Damit begann ein Gezerre zwischen Ost und West um ein Land, das in sich zwischen Ost und West tief gespalten ist, und das in kultureller, historischer und politischer Hinsicht. Im Gegensatz zur westlichen Interpretation war das Hauptmotiv vieler Demonstrantinnen und Demonstranten jedoch nicht primär die Westorientierung, sondern die Beseitigung der Oligarchenherrschaft. Dieses politische Phänomen charakterisiert nicht nur die Ukraine, sondern ist ein Ergebnis der «wilden Privatisierung» in mehreren postsowjetischen Staaten – einschliesslich Russlands. In einer Oligarchie sind Politik und ökonomische Macht so eng verzahnt, dass die jeweils herrschende politische Fraktion Politik in unmittelbarem Interesse von Wirtschaftskreisen betreibt. Politischer Machtwechsel bedeutet dann häufig nicht mehr, als dass die Macht von einer Oligarchenfraktion an eine andere weitergegeben wird.

Selbstverständlich haben westliche Politikerinnen und Politiker die Demonstrationen in Kiew unterstützt. Dagegen ist auch nichts zu sagen. Sie haben sich aber nicht für die demokratischen Impulse interessiert. Sie haben ukrainische Politikerinnen und Politiker unterstützt, die sie bereits aus der Orangen Revolution kannten, die jedoch nur in einer Hinsicht glaubwürdig waren, nämlich sich prowestlich zu orientieren. Dafür hat man auch ein Auge oder gleich zwei zugedrückt, wenn die «proeuropäischen» Kräfte mit Faschisten kooperierten. Welchen tatsächlichen Einfluss diese Kräfte auf die aktuelle ukrainische Politik haben, zeigen zwei Beispiele. Als der neue Präsident Poroschenko sich mit Russland und der EU kurz nach seiner Wahl über die Verlängerung eines Waffenstillstands mit



den sogenannten Separatisten verständigt hatte, demonstrierten Mitglieder des rechten Sektors und von Freiwilligenbataillonen vor seinem Amtssitz. Unmittelbar daraufhin entschied Poroschenko, den Waffenstillstand nicht zu verlängern, obwohl er gerade noch über Details der Verlängerung verhandelt hatte. Als kürzlich der Chef des rechten Sektors, Jarosch, einen «Marsch auf Kiew» androhte, falls der stellvertretende Innenminister nicht entlassen werde, befand der Innenminister Awakow zwar, dass dies eine Unverschämtheit sei, aber der Drohung kam er trotzdem nach.

## Letztlich geht es nur darum, zu klären, wer welche Interessen verfolgt.

Was mich zutiefst irritiert, ist Folgendes: Als auf dem Maidan unzählige Demonstrantinnen und Demonstranten durch gezielte Schüsse ums Leben kamen, war die Empörung berechtigt, und ich habe sie selbstverständlich geteilt. Deshalb konnte sich Janukowitsch auch als Präsident nicht halten. Als in Odessa bei einem Massaker im Gewerkschaftshaus wiederum viele Menschen auf grausame Weise sterben mussten, war die Reaktion des Westens eher die eines zurückhaltenden Bedauerns. Die westliche Öffentlichkeit hat die

Wahrnehmung einer Konfliktpartei und leugnet, Konfliktpartei zu sein.

Es spielt in der westlichen Öffentlichkeit auch gar keine Rolle, dass Russland sich in seinen Sicherheitsinteressen seit längerem bedroht sieht. Denn insgesamt betrachtet, haben sich die Beziehungen zwischen Russland und der Nato systematisch verschlechtert. Die Zusagen, die im Zuge der deutschen Einheit der Sowjetunion gemacht worden sind, nämlich dass es keine Nato-Osterweiterung geben solle, wurden gebrochen. Die Nato dehnte sich bis an Russlands Grenzen aus. Unmittelbar nach dem Georgien-Krieg wurde ernsthaft über den Beitritt Georgiens und der Ukraine in die Nato diskutiert. Die Schwarzmeerflotte Russlands hätte dann im Nato-Gebiet gelegen. Der Raketenabwehrschirm erregte Besorgnis in Russland, man hat ihn trotzdem errichtet. Die Abtrennung des Kosovo von Serbien wurde gegen Russlands Warnung, damit würde an bestehende Völkerrechtsprinzipien die Axt angelegt, wurde ignoriert. Russland hat, ob das nun überzogen ist oder nicht, bei dem Assoziierungsabkommen mit der Ukraine bereits den Nato-Beitritt gewittert. Jetzt diskutieren die Nato-Staaten die Annullierung der Nato-Russland-Grundlagen-Akte, was bedeuten würde, Russland wieder als Gegner zu betrachten. Auf dem letzten Nato-Gipfel wurde dieser Vorstoss noch einmal abgewehrt. Was

man bei uns offenbar nicht verstehen will: Die permanente Verschlechterung der Beziehungen stärkt die Hardliner in Russland und im Westen.

### «Jetzt schon verloren»

Auch deshalb halte ich die Sanktionspolitik für falsch. Sie wird wahrgenommen als weiterer Schritt der Eskalation und bewirkt deshalb nichts Positives. Wirtschaftliche Schäden treten auch in Deutschland ein. Jede Woche behauptet zwar ein Kommentator in irgendeiner Zeitung, Putin habe «jetzt schon verloren», nur ist davon nichts zu merken. Jetzt, da die ukrainische Regierung den Konflikt nicht mehr militärisch gewinnen kann, bringt sie Vorschläge auf den Tisch, die Russland von Anfang an erhoben hatte, die sie, damals vom Westen durch Solidaritätsbekundungen ermuntert, zunächst ablehnte. Ich spreche von der stärkeren Autonomie der Ostukraine, etwa im Sinn einer Föderalisierung. Das wäre ohne Bürgerkrieg und Waffenlieferungen Russlands erreichbar gewesen. Dazu wäre allerdings eine grosse Verhandlungsbereitschaft beiderseits nötig gewesen.

Letztlich geht es nur darum, zu klären, wer welche Interessen verfolgt. Diese muss man bei seinem Gegenüber verstehen, so wie man seine eigenen hoffentlich versteht. Dann muss man aufeinander zugehen – oder die europäische Friedensordnung zerfällt. ○



Mit Atupri brauchen Sie sich auch weiterhin keine Gedanken zu machen. Das **Firmen-Krankentaggeld** von Atupri bedeutet finanzielle Sicherheit, exakt budgetierbare Kosten, Top-Service und eine schlanke Administration. [atupri.ch](http://atupri.ch)

Krankenkasse  
**atupri**  
Für eine vitale Schweiz.

# «Möglichst viel Macht zurückholen»

Der Geist der europäischen Verträge werde permanent unterlaufen, sagt Wilfried Scharnagl. Der Vordenker der CSU über die Unabhängigkeitsbestrebungen Schottlands, den schwindenden Einfluss Bayerns in der EU und die Bedeutung des Maibaums. *Von Wolfgang Koydl und Martin Kreuzer (Bild)*

Jeder Autofahrer in Bayern kennt Allershhausen aus dem Verkehrsfunk, denn die Staus an dieser Autobahnabfahrt nördlich von München sind legendär. Kaum jemand aber fährt hier von der Strasse ab, denn der kleine Ort im Landkreis Freising entspricht ganz und gar nicht einem bayerischen Bilderbuchideal: keine Berge, keine Kühe, keine Schuhplattler-Romantik. Hier lebt Wilfried Scharnagl, CSU-Vordenker und langjähriger Chefredaktor der Parteizeitung *Bayernkurier*, in einem mit Büchern, Bildern und persönlichen Erinnerungstücken gefüllten Haus. Der 76-Jährige war einer der engsten Vertrauten des früheren Parteichefs Franz Josef Strauss und spielt noch heute eine wichtige Rolle in der CSU. In seinem Buch «Bayern kann es auch allein» plädierte er für einen unabhängigen Freistaat. Mit dem Ruf, ein bayerischer Separatist zu sein, kann er gut leben.

**Herr Scharnagl, in Ihrem Buch postulieren Sie: Bayern kann es auch allein. Können es auch die Schotten allein, die nächsten Donnerstag über ihre Unabhängigkeit abstimmen?**

Selbstverständlich können sie das. Ob die Schotten eine Mehrheit für die Unabhängigkeit schaffen, wird man sehen. Ich glaube auf jeden Fall, dass diese Abstimmung – wie immer sie ausgeht – Nachwirkungen in Europa haben wird. Sollten die Schotten Erfolg haben, würden diese Nachwirkungen wuchtig ausfallen.

**Wie und wo?**

Entsprechende Debatten und Vorbereitungen auf Abstimmungen, die in anderen Teilen Europas geführt werden, würden einen enormen Aufwind bekommen. Ich denke nur an ein Beispiel: Katalonien. Insgesamt wird die weitverbreitete europakritische Stimmung, die sich bei der Wahl zum Europaparlament in einer mehr als spärlichen Wahlbeteiligung und im starken Aufkommen europafeindlicher Kräfte niedergeschlagen hat, das Thema am Kochen halten.

**Weshalb sehen wir in den letzten Jahren diesen Trend zur Regionalisierung in Europa? Ist das ein Bankrott des Nationalstaates?**

In der EU geht es um das Verhältnis der einzelnen Staaten zur Europäischen Union, weil die Menschen sich immer mehr vom weitentfernten Brüssel kujoniert, kontrolliert und reguliert vorkommen. Der hehre

Grundsatz der europäischen Einigung, das Prinzip des Föderalismus, wonach sich Brüssel nur um europäische Belange kümmert, ist verraten und verkauft worden. Brüssel kümmert sich um alles. Das jüngste konkrete Beispiel: Man kümmert sich jetzt um den Staubsauger, wie stark seine Leistung sein soll. Sagen wir mal so: Die EU baut die Spannungen im Staubsauger ab, weil sie unfähig ist, zur Lösung der Spannungen in der Ukraine beizutragen.

**Ihrer Meinung nach liegt die Ursache für separatistische Tendenzen in Katalonien, im Veneto oder in der Bretagne also nicht in den jeweiligen nationalen Hauptstädten, sondern in Brüssel?**

Nein, denn die Hauptstädte machen ja diese Entfernung der Politik vom Bürger mit. Ich

**«Der Grundsatz der europäischen Einigung, das Föderalismus-Prinzip, ist verraten und verkauft worden.»**

kann der EU-Kommission zwar einiges vorwerfen, weil sie die treibende Kraft ist. Aber die Hauptstädte, und dazu gehört natürlich auch Berlin, die machen fleissig mit. Denn die Kommission kann ja selten etwas gegen die Hauptstädte unternehmen. Ich vergleiche das mit Deutschland und Bayern, weil ich davon am meisten verstehe: Auch hier ist das Gleichgewicht zwischen den Ländern und dem Bund nicht mehr im Lot. Dann kommt noch das europäische Ungleichgewicht hinzu, so dass die Länder zu den Verlierern der europäischen Einigung gehören. Das kränkt mich vor allem für Bayern, das ein grosses, ein schönes, ein starkes Land ist.



«Sie wissen zuviel!»

**Stehen Sie mit dieser Meinung nicht ziemlich allein da?**

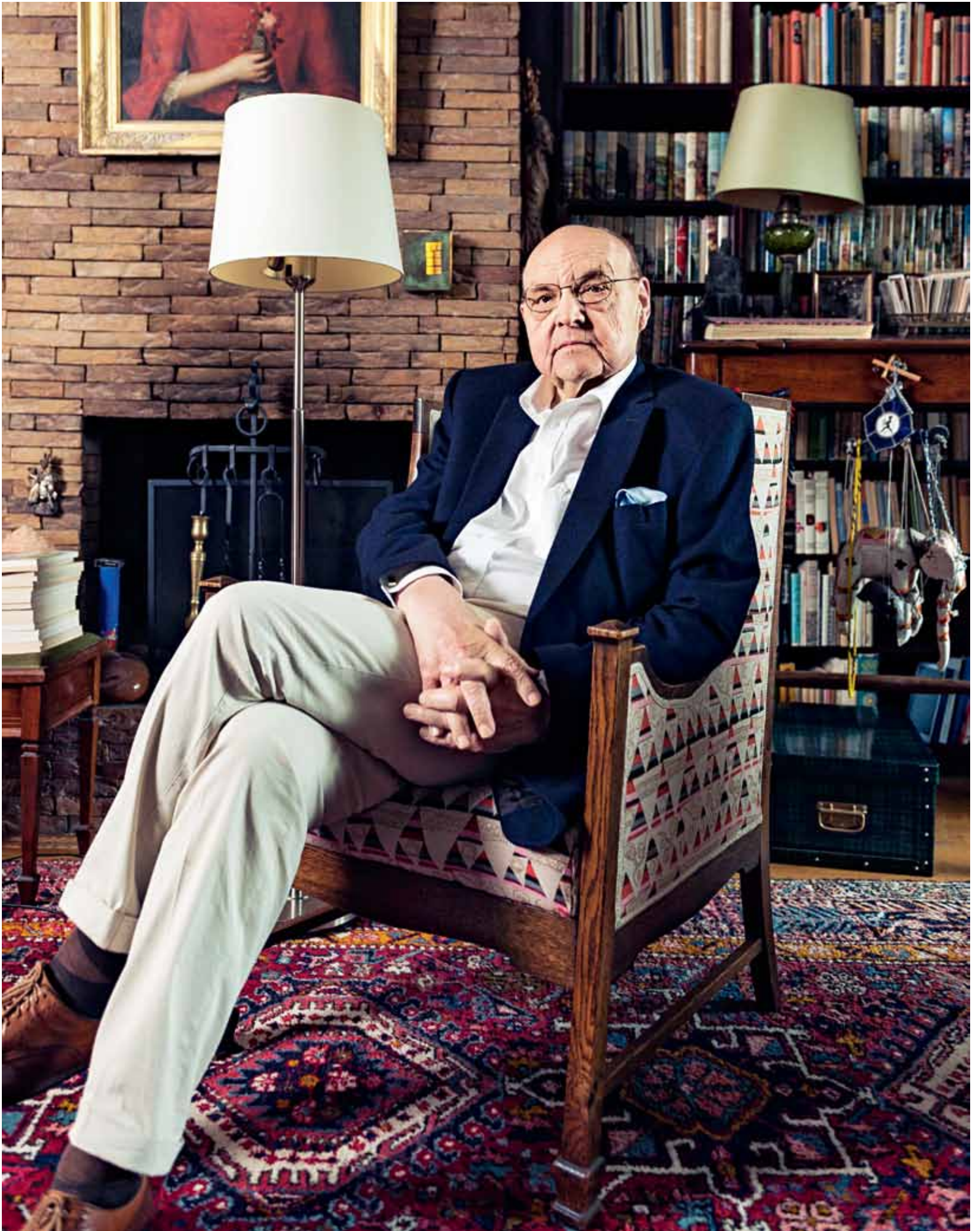
Den Verlust der politischen Macht der Länder beklage nicht nur ich. Das sagen auch zwei Präsidenten des Bundesverfassungsgerichtes, der ehemalige Präsident Hans-Jürgen Papier und der gegenwärtige, Andreas Vosskuhle. Sie meinen ebenfalls, dass die Länder die Verlierer sind. Die Parlamente der Länder büssen ihren Einfluss ein, ihre politische Entscheidungskraft. Ich glaube, dass damit eine notwendige demokratische Struktur verdunstet. Deshalb sollte man möglichst viel Macht wieder von Brüssel zu den Nationalstaaten zurückholen. In jenen Staaten, in denen die staatliche Ordnung so ist wie in Deutschland, sollte sie dann wieder an die Länder zurückgegeben werden.

**Deutschland ist in dieser Hinsicht ein spezieller Fall in Europa.**

Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland zeigt, dass es vor dem Bund die Länder gab. Die Verfassung des Freistaates Bayern wurde am 1. Dezember 1946 mit einer überwältigenden Mehrheit vom Volk beschlossen, zu einer Zeit, als das Land, noch aus allen Wunden des Krieges blutend, in Schutt und Asche lag. Drei Jahre später kam das Grundgesetz, von einer schmalbrüstigen parlamentarischen Versammlung beschlossen. Da hat die bayerische Verfassung schon eine stärkere demokratische Qualität. Damals schlossen sich starke Länder zu einem Bundesstaat zusammen. Aber in den letzten 65 Jahren ist aus diesem einigermaßen funktionierenden Gleichgewicht ein völliges Ungleichgewicht geworden. Die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt marschieren immer mehr in die Zentrale – zuerst nach Bonn, dann nach Berlin und schliesslich nach Brüssel.

**Die Forderung nach völliger Unabhängigkeit ist natürlich ein starkes Kaliber. Die schottischen Nationalisten hätten ursprünglich eine weitere Variante zur Abstimmung anbieten wollen: «Independence light» – also die Übertragung weitreichender Vollmachten an Edinburgh ohne den totalen Bruch mit London. Ist so eine Variante auch anderswo eine bessere Alternative?**

Nehmen wir noch einmal das Beispiel Bayern. Ich wäre doch vom Teufel geritten, wenn ich sagen würde: Ich will eine Abtrennung Bayerns von Deutschland. Ich will ein starkes Bayern in einem anderen Deutschland. Ich will ein starkes Bayern in einem starken



«Ein grosses, ein schönes, ein starkes Land»: Politiker und Journalist Scharnagl.

Deutschland. Ich will, dass man sich in Bayern um jene Dinge kümmert, die man hier am besten versteht. Das Gleiche gilt für Deutschland. Es steht ja in den europäischen Verträgen, dass sich Brüssel nur dann in nationale oder regionale Angelegenheiten einmischen darf, wenn die Staaten, die Regionen, die Länder dazu nicht in der Lage sind. Aber dieser Geist der europäischen Verträge wird permanent unterlaufen. Das muss geändert werden. Darum finde ich die Rede, die der britische Premierminister David Cameron im vergangenen Jahr über notwendige Reformen hielt, hervorragend. Sie wurde übrigens von klugen Leuten, bis hin zur Bundeskanzlerin, bedachtsam aufgenommen und nicht mit dem üblichen europäischen Hinrichtungsgeschrei. Oder nehmen Sie die Niederlande. Dort hat man ein 54-Punkte-Papier erarbeitet, das sich damit befasst, wie Brüssel wieder Macht weggenommen werden kann.

**Die EU erhebt den Anspruch, Europa zu vereinen. Trägt sie nicht eher zur Atomisierung des Kontinents in separatistische Nationalismen bei?**

Ich habe vor einigen Tagen Äusserungen vom ehemaligen bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber gelesen, der seit einigen Jahren einer der Bürokratiebekämpfer in Brüssel ist. Er hat sich darü-

ber aufgeregt, dass sich Brüssel um jede Kleinigkeit kümmert, um jede Steckdose, jeden Staubsauger. Das treibt die Menschen von Europa weg, das macht den Menschen Europa unverständlich. Diese Leute tragen dazu bei, dass die eigentliche europäische Idee Schaden nimmt.

**Gibt es eine kritische Grösse, die notwendig ist, dass eine Region als eigenständige Einheit funktionieren kann?**

Es muss alles passen. Im Fall Bayern passt alles – die Geschichte, die wirtschaftliche Leistungskraft, die Bevölkerungszahl. Bayern läge nach Bevölkerungszahl und Brutto-sozialprodukt unter den 28 EU-Ländern auf dem siebten oder achten Platz. Wenn Luxemburg alleine bestehen und seine Interessen in Brüssel vertreten kann – oder Malta oder Zypern –, warum sollen es nicht andere Regionen auch können?

**In den achtziger Jahren hat der niederländische Brauereiunternehmer Heineken eine Studie in Auftrag gegeben, die ein Europa der Regionen vorschlug. Diese sollten sich grenzüberschreitend organisieren, wobei der Nationalstaat allmählich ausgetrocknet werden sollte. Was halten Sie von dieser Idee?**

Die Regionen sind äusserst wichtig, weil der Mensch Heimat braucht. Er muss wissen, wo er herkommt, wo er hingehört und wo er, im

Fall der Not, immer wieder hinkann. Europa kann das nicht leisten, denn es ist ein Kunstbegriff. Es gibt keinen europäischen Staatsbürger. Ich kann nicht den Europäer, der im portugiesischen Fischerdorf am Atlantik lebt, über den gleichen Leisten schlagen wie den polnischen Bauern in einem Dorf an der Grenze zu Weissrussland. Das ist ja genau das Unglück: dass alles über einen Leisten geschlagen wird. Darum glaube ich, dass Regionen – wenn sie organisch gewachsen und wirtschaftlich lebensfähig sind – einen wichtigen Beitrag leisten können. Charles de Gaulle sprach vom «Europa der Vaterländer». Das halte ich nach wie vor für richtig. Und aus Bayern kam die glanzvolle Idee eines Europa der Regionen.

**Sie haben den Begriff Heimat erwähnt. Der war lange Zeit verpönt: altmodisch, spiessig, peinlich sogar. Jetzt erlebt er eine Renaissance. Warum?**

Je mehr Globalisierung, desto mehr Notwendigkeit für Heimat. Wenn die Bayern, die überall auf der Welt zu Hause sind, wieder in ihr Dorf kommen, wo der Maibaum steht, dann sagen sie: «Hier bin ich daheim.» Das ist es, was die Menschen brauchen. Sie sind zwar unterwegs, aber der Maibaum lässt sich mit der globalisierten Welt fabelhaft in Einklang bringen. Und der bayerische Maibaum kann nun einmal nicht in Brüssel stehen. ○

# Wo Könige sich die Hand geben.



Verpassen Sie keinen Gang.

Jetzt bestellen und profitieren: 1-Jahres-Abo für nur CHF 79.–

041 / 310 78 88 oder [verlag@schlussgang.ch](mailto:verlag@schlussgang.ch)

Mehr Infos: [www.schlussgang.ch](http://www.schlussgang.ch)



**SCHLUSSGANG**  
DIE NUMMER 1 IM SCHWINGEN. 

# Vor der Perestroika

Die Frage ist nicht, ob Grossbritannien nach dem 18. September noch existiert. Die Frage lautet, wie das Land nach dem Schottland-Referendum umgebaut wird – egal, wie es ausgeht.

Von Oliver Zimmer

«Change is in the air and change is coming.»  
Gordon Brown, 8. September 2014

Zehn Tage vor dem Referendum wirken die Schlagzeilen auf den Titelseiten der wichtigsten britischen Zeitungen einhellig geschockt: «Letzte Gelegenheit, um die Union zu erhalten» (*Guardian*); «Zehn Tage zur Rettung der Union» (*Daily Telegraph*); «Noch zehn Tage, um das Vereinigte Königreich zu retten» (*Independent*).

Besonders dramatisch klingt die Diagnose von Londons umtriebigen Bürgermeister, Boris Johnson, in seiner Kolumne im *Telegraph*: «Ich bete dafür, dass wir bei unserem kollektiven Schlafwandeln in die Tragödie noch rechtzeitig erwachen; dass die Schotten sich gegen die Scheidung und für Grossbritannien – die grösste politische Union, die es je gab – entscheiden.»

Mit ihren Warnschüssen reagieren die ausnahmslos in London verlegten Presseerzeugnisse auf die jüngsten Umfragen. Glaubt man ihnen, so haben die Befürworter einer Abspaltung Schottlands, die noch vor einem Monat hoffnungslos abgeschlagen schienen, im Endspurt das Momentum auf ihrer Seite.

## Cameron und die Queen

Die Auflösung Grossbritanniens, das Auseinanderfallen dieses seit mehr als dreihundert Jahren bestehenden multinationalen Gebildes, ist in den Bereich des Möglichen gerückt. Sie lässt sich nicht mehr abtun als Hirngespinnst schottischer Nationalisten oder als Albtraum konservativer Euro-Skeptiker. Das Land, mit dem sich die Mehrheit der britischen Bevölkerung seit je identifiziert, könnte nach dem 18. September der Vergangenheit angehören. Auch die Königin nahm die jüngsten Umfragen angeblich mit Entsetzen zur Kenntnis. Abgeordnete verschiedener Parteien sollen Premierminister David Cameron sogar gedrängt haben, die Queen zu einer öffentlichen Stellungnahme für die Union zu veranlassen. Sowohl Cameron als auch der Labour-Oppositionsführer Ed Miliband stehen mächtig unter Druck, denn für beide könnte ein Sieg der Separatisten die persönliche Entmachtung bedeuten.

Wie kam es zu dem Umschwung? Viele glauben, die Befürworter der Union hätten sich jüngst zu wenig engagiert. Besonders Alistair Darling, dem Führer der «Better Together»-Kampagne (so nennt sich das Lager der schottischen Unabhängigkeitsgegner), werden Fehler vorgeworfen. Darling, ein ehemaliger Schatz-

kanzler und nun Rechtsanwalt in Edinburgh, wirkte in seinen Auftritten tatsächlich oft steif und zuweilen etwas rechthaberisch. Selbst der wirtschaftsliberale *Economist* bemängelte, Darling habe seine Kampagne zu lange und zu einseitig auf wirtschaftliche Themen ausgerichtet. Auch sei die ganze unionistische Kampagne vornehmlich negativ gewesen.

## Grösster Hoffnungsträger Gordon Brown

Natürlich hatte Darling meistens recht. So wäre es keineswegs klar, ob die Schotten im Falle ihrer staatlichen Unabhängigkeit weiterhin das Pfund als ihre Währung verwenden könnten; ob sich der schottische Sozialstaat, wie der Nationalistenführer Alex Salmond wiederholt behauptet hat, durch das Nordseeöl langfristig absichern lässt; ob der dann verbleibende englische Staat seine Kriegsschiffe weiter in schottischen Werften bauen liesse; oder ob Schottland automatisch Mitglied der EU würde. Trotzdem war man in weiten Kreisen der Meinung, Darling habe zu negativ argumentiert.

Erst mit dem ehemaligen Labour-Premierminister Gordon Brown, der in den letzten Tagen zum eigentlichen Zugpferd des unionistischen Lagers avancierte, ist die strategisch zentrale Frage, was die Beibehaltung der Union den Schotten bringt, ins Zentrum der Debatte gerückt. Brown soll vor allem das Überlaufen tra-

ditioneller schottischer Labour-Wähler zur nationalistischen Scottish National Party (SNP) verhindern. Der 2010 als Regierungschef abgewählte Brown verspricht den Schotten einen weitgehenden Umbau der britischen Verfassung. In seiner Wortwahl: «Eine verfassungsmässige Partnerschaft unter Gleichen; eine multinationale Vereinigung.» Schottland sei bereits eine unabhängige Nation mit einem eigenen Parlament. Was Schottland brauche, sei nicht die von den Nationalisten angestrebte Abspaltung vom Vereinigten Königreich, sondern mehr Entscheidungsgewalt, etwa bei den Steuern oder bei der staatlichen Wohlfahrt.

Gordon Brown – ein politisches und intellektuelles Schwergewicht mit unstillbaren Ambitionen – ist also momentan der grösste Hoffnungsträger der «Better Together»-Kampagne. Und dann ist da noch etwas. Viele Unionisten hoffen, dass es sich bei jenen 18 Prozent der in Erhebungen Befragten, die sich als noch unentschieden deklarierten, in ihrer Mehrzahl um überzeugte Gegner einer schottischen Abspaltung handle. Bis zum Beweis bleibt dies freilich zunächst einmal Wunschenken.

Wie auch immer das Referendum am 18. September ausgehen wird: Der Umbau des britischen Staatsgebildes hat bereits begonnen.

Oliver Zimmer ist Professor für Moderne Europäische Geschichte an der Universität Oxford.



Sicherheit dank Nordseeöl: Nationalistenführer Alex Salmond.

EVA N.

# BEI GUTER TAT ERTAPPT



GEMEINSAM  
GEGEN  
LEUKÄMIE

**Wir suchen Lebensretter!** Eva N. hat sich gemeldet und als Blutstammzellspenderin registriert. Damit schenkt sie Menschen mit einer lebensbedrohlichen Blutkrankheit wie Leukämie Hoffnung. Für viele ist

die Transplantation von Blutstammzellen die einzige Chance auf Heilung. Die Suche nach dem passenden Spender ist aber sehr schwierig. Deshalb braucht es Sie. Sie könnten ein Leben retten.

JETZT REGISTRIEREN UNTER: **LEBENSRETTNER-GESUCHT.CH**



BLUTSPENDE SRK SCHWEIZ  
TRANSFUSION CRS SUISSE  
TRASFUSIONE CRS SVIZZERA



SWISS BLOOD STEM CELLS  
BLUTSTAMMZELLEN  
CELLULES SOUCHES DU SANG  
CELLULE STAMINALI DEL SANGUE

Exklusiv für Platin-Club  
Weindegustation in der  
Valentin-Vinoteca



4-Sterne-Superior-Hotel Belvédère in Scuol:

# Wild, Wein und Wellness

Das Engadin erwartet Sie mit Wildspezialitäten und einer Weindegustation der Extraklasse in der Valentin Vinoteca. Im schönen Doppelzimmer des 4-Sterne-Hauses Belvédère geniessen Sie die Grandezza der Hotellerie um die Jahrhundertwende.

Seit 1876 beherbergt das Traditionshaus im Hauptort des Unterengadins seine anspruchsvollen Gäste. Das Belvédère mit atemberaubender Aussicht auf die Engadiner Bergwelt liegt eingebettet zwischen Schluchten und Bergwiesen. Gönnen Sie sich eine Auszeit in herrlicher Landschaft mit sportlichen Aktivitäten, ausgedehnten Baderitualen und Gaumenfreuden am Ende eines erholsamen Tages.

Sie logieren drei Nächte in einer grosszügigen mit Arven- oder Lärchenholz ausgebauten Suite im Chasa Nova. In der hauseigenen Valentin Vinoteca erleben Sie unter kompetenter Leitung eine Weindegustation mit ausgesuchten Weiss- und Rotweinen. Kulinarisch werden Sie mit einem alpinen Frühstück und abends mit einem Dinner verwöhnt, darunter das exklusive Menu «Wild und

Wein» mit Spezialitäten der Engadiner Jagd und Wein aus der Bündner Herrschaft.

Durch die Passarelle zum Engadin Bad Scuol haben Sie direkten Zugang zur 13000 m<sup>2</sup> grossen Bäder- und Saunalandschaft. Im SPA Vita Nova entspannen Sie sich bei einer Ganzkörperpackung, einer Alpenmassage und einem Alpenbad.



## Platin-Club-Spezialangebot

### Pauschal-Angebot

4-Sterne-Superior Hotel Belvédère, Scuol vom 1. Oktober bis 24. Dezember 2014

**Weltwoche-Spezialpreis:**  
Fr. 820.– (statt Fr. 1100.–)

### Leistungen:

- 3 Übernachtungen mit Welcome-Apéro
- Alpine Schlemmerbuffets bis 11 Uhr
- 2 Nachtessen im Restaurant
- 1 Degustationsmenu mit passendem Wein
- Weindegustation in der Valentin-Vinoteca
- SPA-Programm: 95 Verwöhnminuten
- ÖV, Bergbahnen bis 12.12. (gemäss Betriebszeiten), Engadin Bad Scuol inklusive, ab 13.12. Skipass inklusive

### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Telefon +41 81 861 06 20 oder [info@belvedere-scuol.ch](mailto:info@belvedere-scuol.ch). Bitte das Stichwort «Weltwoche» angeben.

### Veranstalter:

Hotel Belvédère, Stradun 330, 7550 Scuol

### Weitere Informationen:

[www.belvedere-scuol.ch](http://www.belvedere-scuol.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Dschingis Khans und Hitlers Erbe

Der Islamische Staat nimmt mit einer kleinen Armee rasant Städte und Provinzen im Irak und in Syrien ein. Man sollte ihren Anführer Abu Bakr al-Baghdadi nicht unterschätzen, indem man ihn zum Terroristen verharmlost. *Von Gary Anderson*

Nun, da die Amerikaner die ersten Luftangriffe auf Stellungen des Islamischen Staats (IS) geflogen haben, ist es vielleicht an der Zeit, die Kriegstaktik ihres Gegners, des selbsternannten Kalifen Abu Bakr al-Baghdadi, genauer zu betrachten. Baghdadi ist kein militärisch ausgebildeter Kommandant. Allerdings ist er kein Analphabet oder Krimineller wie Abu Musab az-Zarqawi, der al-Qaida im Irak bis zu seinem Tod 2006 anführte. Baghdadi, ein studierter Theologe, hat sich offenbar intensiv mit der Taktik der Amerikaner, die von der irakischen Armee übernommen wurde, und mit der Praxis seiner baathistischen Kontrahenten in Syrien beschäftigt. Ob er ein militärisches Wunderkind ist oder bloss ein hochbegabter Theoretiker und Praktiker der Kriegskunst, ist in diesem Zusammenhang irrelevant. Bislang hat er sich jedenfalls als überaus erfolgreicher Kommandeur erwiesen.

Wie der Prophet Mohammed, auf den er seine Abstammung zurückführt, versteht er sich als Soldat und Imam. Für ihn gibt es keinen Unterschied zwischen Krieg, Herrschaft und Religion. So kann er mühelos hin und her wechseln. Wir sollten Baghdadi nicht unterschätzen, indem wir ihn einfach als Terroristen abtun. Namhafte islamische Gelehrte betrachten ihn als Verrückten, aber er beherrscht ein Gebiet, das den grössten Teil der irakischen Provinz Anbar, weite Teile Ostsyriens und die zweitgrösste Stadt des Irak umfasst. Damit ist er ein ernstzunehmender Akteur in der Region. Man sollte ihn aber auch nicht als Giganten sehen. Wir müssen wissen, wie er kämpft und regiert, wo seine Stärken und Schwächen liegen.

## Loyale, kampferprobte Kommandanten

Baghdadis jüngste Erfolge gründen auf geschickter militärischer Praxis. Seine Taktik unterscheidet sich von derjenigen westlicher Armeen, hat aber durchaus historische Vorbilder. Gewisse Elemente seiner Kriegsführung gehen auf Mohammed und Dschingis Khan zurück, aber auch bei Lenin und Hitler hat er sich offenbar einiges abgeschaut. Ob dies das Resultat historischer Studien ist oder seinem Talent zuzuschreiben, ist irrelevant. Immerhin hat Baghdadi bemerkenswerte Erfolge erzielt.

Seine Truppe besteht, wie jene Dschingis Khans, aus einer kleinen Schar von Profis, bei denen es sich mehrheitlich um erfahrene ausländische Kämpfer handelt. Um den Zusammenhalt der Einheiten zu stärken, sind sie

offenbar nach Nationalitäten organisiert. Das trägt zu einer besseren Kommunikation bei.

Baghdadi umgibt sich mit loyalen, kampferprobten Kommandanten, denen er so weit vertraut, dass sie ihre Aufträge selbständig ausführen können und in ihren Entscheidungen auto-

nom sind. Dies ermöglicht eine Flexibilität, die in Damaskus und Bagdad unbekannt ist, weil Offiziere dort weniger für ihre Kompetenz als für ihre Loyalität gegenüber dem Oberkommandierenden geschätzt werden. Für Baghdadi ist das ein enormer taktischer Vorteil.



*Furchterregender Ruf:* Dschingis Khan.



Der Islamische Staat hat es mit vier verschiedenen Gegnern zu tun: mit der syrischen Armee von Baschar al-Assad, mit den moderaten syrischen Rebellenmilizen, mit den Dschihadisten in Syrien, die Aiman az-Zawahiri, einem Rivalen Baghdadis, treu ergeben sind, und schliesslich mit den schiitischen Elementen der irakischen Armee. Baghdadi passt sein Vorgehen jeweils den Stärken und Schwächen dieser unterschiedlichen Gegner an. Bislang hat er sich gegen die meisten durchsetzen können. Der einzig grössere Rückschlag war, dass die wichtigen Ölfelder von Baji nicht von den regulären irakischen Truppen zurückerobert werden konnten.

Der IS ist bestens bewandert in Theorie und Praxis des Bewegungskrieges. Bei dieser Form der Kriegführung geht es vor allem darum, die eigenen Truppen so einzusetzen, dass sie dem Feind den grösstmöglichen Schaden zufügen.

Baghdadi weiss, dass er dem Feind dort zusetzen muss, wo er schwach ist, und ihm aus dem Weg gehen, wo er stark ist. Das gilt auf militärisch-technischem wie auf moralischem Feld. Mittels Feindaufklärung und Informationsbeschaffung versucht Baghdadi herauszufinden, ob eine Operation sinnvoll ist. Weil er die irakische Armeeführung als schwach und korrupt einschätzte, konnte er die Stadt Mossul mit nur etwa 800 Kämpfern einnehmen und

Tausende irakischer Soldaten vertreiben, deren Kommandanten die Flucht ergriffen hatten. Doch als irakische Soldaten bei der Verteidigung des Baji-Ölfelds heftigen Widerstand leisteten, wichen die IS-Kämpfer auf andere Ziele aus.

Durch gezielte Terrorakte ist es Baghdadi gelungen, Einfluss auf die Entscheidungen seiner Gegner zu nehmen. Irakische Offiziere in Bagdad mussten feststellen, dass ihre eigenen Leute sich abgesetzt hatten. Soldaten, deren Vorgesetzte in Minibussen die Flucht ergriffen hatten, gerieten in Panik, weil sie befürchteten, das gleiche Schicksal zu erleiden wie ihre Kameraden, die vom IS massakriert worden waren. Der bewusste Einsatz von Terror war auch unter Dschingis Khan üblich. Die Bewohner der ersten Städte einer angegriffenen Region wurden massakriert, woraufhin sich herumsprach, dass Widerstand sinnlos sei. Dschingis Khan eroberte viele Städte, musste aber nur sehr wenige belagern, so furchterregend war sein Ruf. Dank ihrer moralischen Überlegenheit können

---

### Die Eroberung ganzer Provinzen erinnert mehr an Hitlers Blitzkriege als an Guerillakrieg.

---

sich die dschihadistischen Kämpfer sehr schnell in leichten Fahrzeugen inmitten von Zivilisten voranbewegen, um den Feind genau dort zu schlagen, wo er schwach oder überhaupt nicht präsent ist. Die Eroberung ganzer Provinzen erinnert mehr an Hitlers Blitzkriege als an den Guerillakrieg, dem die Amerikaner im Irak und in Afghanistan ausgesetzt waren.

#### Massaker als Kriegstaktik

Die Praxis, dem Feind durch Hinrichtungen Angst einzujagen und ihn auf diese Weise dazu zu bringen, das Feld zu räumen, ist eine Form psychologischer Kriegführung. Die Auswirkungen auf die Moral der irakischen Soldaten sind unübersehbar.

Aber auch die Praxis, sich nützlicher Idioten zu bedienen, hat sich Baghdadi möglicherweise bei Hitler und Lenin abgeschaut. Er nutzt die Unzufriedenheit der sunnitischen Bevölkerung, die gegen die Regierungen in Bagdad und Damaskus aufbegehren, um Bündnispartner zu gewinnen, die ihm Verstärkung bieten, Informationen liefern und potenziell zu lokalen Aufständen führen, so dass die staatlichen Armeen aus allen Richtungen unter Druck geraten.

Aus Gesprächen mit sunnitischen Stammesführern und ehemaligen baathistischen Funktionären, die sich dem Islamischen Staat angeschlossen haben, geht hervor, dass diese Leute glauben, Baghdadi letzten Endes kontrollieren zu können. Das erinnert auf erschreckende Weise an Kommentare deutscher Konservativer über Hitler in den frühen 1930er Jahren und an jene russischer Liberaler über Lenin



**Nützliche Idioten:** Hitler.



**Gezielte Terrorakte:** Abu Bakr al-Baghdadi.

unmittelbar nach der Oktoberrevolution. Sobald diese Bündnispartner ihren Zweck erfüllt und die beiden Diktatoren ihre Macht konsolidiert hatten, wanderten viele ihrer Helfershelfer in Konzentrationslager oder wurden einfach liquidiert.

Ein Grundprinzip im Bewegungskrieg ist es, den Soldaten nur zu sagen, was sie tun sollen, und nicht, wie sie dabei vorzugehen haben. Auf diese Weise können die IS-Kämpfer mit einem Minimum an Kommunikation operieren, ohne zu riskieren, dass ihr Funkverkehr von den Amerikanern abgehört wird. Baghdadi übermittelt seine Botschaften

---

## Der IS dürfte die finanziell bestausgestattete dschihadistische Organisation sein.

---

meist mit Hilfe motorisierter Boten, um seine Gegner im Dunkeln zu lassen. Er kann einfach sagen: «Nehmt die Stadt XY ein und gebt mir Bescheid, wenn ihr fertig seid.» Das macht ihn zwar nicht zu einem *good guy*, aber doch zu einem sehr wirkungsvollen Oberbefehlshaber.

Seine Truppen haben Treibstoff, Lebensmittel und Geld erbeutet und sind daher weitgehend autonom. Sie können, genau wie die napoleonische Armee, von dem eroberten Land leben, von dessen Bewohnern Steuern eingetrieben werden. Insofern braucht der IS keine aufwendigen und störungsanfälligen Nachschubwege einzurichten und kann sich sehr viel flexibler bewegen. Der IS dürfte die finanziell bestausgestattete dschihadistische Organisation sein. Baghdadi ist also unabhängig von anderen dschihadistischen Gruppie-

rungen und sunnitischen Regierungen und braucht auf Sawahiri und al-Qaida keine Rücksicht zu nehmen.

Trotzdem ist er kein übermächtiger Gegner. Seine Bewegung hat erkennbare Schwächen. Zurzeit gibt es keinen einzigen Akteur in der Region, der ihn besiegen könnte. Weder die irakische noch die syrische Armee verfügen über die nötigen Kapazitäten, um seine Kämpfer aus Städten wie Mossul, Falludscha oder Tikrit zu vertreiben. Selbst mit Unterstützung durch iranische Brigaden oder Einheiten der Hisbollah wäre das nicht möglich. Für erfahrene westliche Streitkräfte bieten die Schwächen des IS aber sehr wohl Chancen.

### Weisheit Napoleons und Mohammeds

Schon der Vorläufer des Islamischen Staats, al-Qaida im Irak, musste erkennen, dass die Verwaltung erobeter Gebiete schwieriger ist als der militärische Sieg. Wo immer sie ein Gebiet erobert haben, haben sich die Dschihadisten als schlechte Verwalter erwiesen. Laut einer jüngeren Umfrage sind achtzig Prozent der Einwohner des Gazastreifens unzufrieden mit der Versorgungslage, die sie der Hamas anlasten. Die Herrschaft dschihadistischer Gruppen im Irak, in Somalia und Mali war nicht minder katastrophal.

Nicht zuletzt die Einführung der Scharia war ein wesentlicher Grund dafür, dass sich die Sunniten in der irakischen Provinz Anbar 2006/2007 gegen al-Qaida im Irak erhoben. In Mossul war zunächst der Eindruck entstanden, der IS habe die Lektion gelernt und werde seine Version der Scharia nicht allzu strikt durchsetzen. Doch seit den letzten Wochen gehen Baghdadis Leute brutal gegen die Bevölkerung vor. Das wird Auswirkungen haben auf die Menschen, die unter der Herrschaft des selbsternannten Kalifen leben müssen. Wenn Baghdadi allzu rücksichtslos gegen die stolzen Stammesführer und die ehemaligen Baathisten vorgeht, wird es höchstwahrscheinlich zu einem zweiten Aufstand kommen. Ohne die Unterstützung der lokalen Stämme werden die Dschihadisten grosse Städte wie Mossul, Falludscha, Ramadi und Tikrit nicht lange kontrollieren können. Napoleon und der Prophet Mohammed haben den eroberten Völkern viel Spielraum gelassen, solange sie sich nicht in Verwaltungsangelegenheiten einmischten. Es bleibt abzuwarten, ob auch Baghdadi diese Weisheit besitzt.

Wenn die Führer des Kalifats regieren wollen, werden sie Behörden, Polizeistationen und Infrastruktureinrichtungen wie Umspannwerke, Mobilfunksendemasten und Wasserversorgung organisieren müssen. Anders als bei Aufständen und den üblichen Terrorakten wird es nicht mehr so leicht sein, sich unter der Zivilbevölkerung zu verstecken. Und damit macht man sich angreifbar.

Die wahre Herausforderung für Baghdadi

wird es sein, die Fehler zu vermeiden, die frühere Eroberer gemacht haben. Einige hatten spektakuläre Erfolge und scheiterten später. Andere wussten, wann sie abtreten mussten.

Dass man sich übernommen hat, zeigt sich spätestens dann, wenn die Versorgung nicht mehr gewährleistet ist oder die Kommunikationswege so lang sind, dass mehr Kräfte für den Schutz der rückwärtigen Positionen

---

## Baghdadi, ein studierter Theologe, hat sich intensiv mit der Taktik der Amerikaner beschäftigt.

---

bereitgestellt werden müssen, als an der Speerspitze zur Verfügung stehen. Für Armeen, die von dem eroberten Land leben wie etwa der IS, ist eine Strategie der verbrannten Erde eine grosse Gefahr. Sollte Baghdadi irgendwann auf die Idee kommen, in den Iran einzumarschieren, um ein für alle Mal mit den Schiiten aufzuräumen, wird er Probleme haben, wenn die Iraner eine Politik der verbrannten Erde praktizieren. Er wird dann konventionelle Nachschublinien einrichten müssen, die durch Luftangriffe gestört werden können.

### Ist Baghdadi unersetzlich für den IS?

Wir Amerikaner setzen gern darauf, die führenden Köpfe dschihadistischer Gruppierungen auszuschalten. In vielen Fällen mussten wir jedoch feststellen, dass ambitionierte und fähige Leute nachgewachsen sind. Das wirft die Frage auf, ob Baghdadi unersetzlich für seine Bewegung ist. Sollte es uns gelingen, ihn zu eliminieren, könnte die Gefahr bestehen, dass der IS implodiert. Dschihadisten gehen nicht gerade zimperlich miteinander um. Ein interner Machtkampf unter Baghdadis potenziellen Nachfolgern würde die Bewegung zweifellos schwächen.

Die Region und der Rest der Welt würden ohne Baghdadi gewiss besser dastehen, aber niemand kann garantieren, dass das auch das Ende seines Kalifats bedeuten würde. Wir sollten den Mann nicht unterschätzen. Es wäre unklug, ihn einfach als Terroristen abzutun. Er mag kein zweiter Napoleon oder Dschingis Khan sein, doch er herrscht über erobertes Land, und als Herrscher hat er das Recht auf seiner Seite.

Vorerst müssen wir davon ausgehen, dass Baghdadi und sein Kalifat eine Realität sind. Aber irgendwann werden wir mit dem Islamischen Staat zusammengeraten. Je mehr wir über die Denkweise und Taktik seiner Führer wissen, desto besser.

**Gary Anderson** ist ehemaliger Oberst der US-Marines. Er lehrt heute als Assistenzprofessor für internationale Angelegenheiten an der George-Washington-Universität. Dieser Artikel erschien zuerst im *Small Wars Journal*. Aus dem Englischen von Matthias Fienborck

# Die Heuchelei der Liberalen

Gemässigte Muslime, die den Terroristen des Islamischen Staats vorwerfen, den Islam zu verraten, teilen oft deren langfristige Ziele. Es reicht nicht, das alte Lied vom «wahren Islam» anzustimmen.

Von Dalal al-Bizri



Angesichts der Gräueltaten des Islamischen Staats (IS) wird allenthalben beteuert, die hätten «nichts zu tun mit dem wahren Islam». Dies gilt zum Beispiel für die traditionellen Religionsvertreter. Dabei haben sie freilich im tiefsten Innern nur eine Idee. Eine Idee, die ihre Ausbildung geprägt hat und den Kern ihres Berufs ausmacht: dass nämlich die Scharia nicht wie zurzeit nur in Bezug auf die Stellung des Einzelnen und als Kodex zur Regelung des Familienlebens angewandt werden soll, sondern auch darüber hinaus, worunter vor allem die Frauen zu leiden hätten.

Dies gilt auch für die «nichtschiadistischen» oder «gemässigten» islamistischen Bewegungen. Sie vertreten ein «graduelles» Vorgehen, indem sie sich beispielsweise an den Wahlen beteiligen, um so schrittweise ihr eigentliches Ziel zu erreichen, das dann auch nichts anderes ist als die Errichtung des Kalifats und die Anwendung der Scharia inklusive der sattsam bekannten, am Körper vollzogenen Strafen.

Und dann sind da noch die dschihadistischen islamistischen Bewegungen, die nur deshalb nicht zum IS gehören, weil sie in Fragen der Gebote und des Kalenders etwas anderer Ansicht sind: Sie sind der Meinung, man hätte den richtigen Augenblick abwarten müssen, dann hätte sich der Weg zur Anwendung der Scharia von selbst geöffnet, was der IS jetzt schon erzwingt.

## Verbrechen im Namen der Scharia

Es gibt aber auch eine andere Sorte Religionsvertreter: Sie nehmen an Konferenzen, Kolloquien, Workshops und Begegnungen zum Thema «Dialog der Religionen» teil. Dank ihres Ansehens auf internationaler Ebene und bei Regierungen können sie in den Medien ihre erbaulichen Ansichten verbreiten. Dabei reden sie immer wieder vom «wahren Islam», ohne jedoch präziser zu werden.

In den Chorgesang vom «wahren Islam» stimmen auch Liberale, Laien, Baathisten (vorwiegend irakische) und Verfechter der «Modernität innerhalb der Authentizität» ein, als sei der «wahre Islam» eine Art Schild, der sie gegen die Wechselfälle der Zeit schütze. Dabei trauen sie sich angesichts des derzeitigen Geschehens aber nicht, klar zu sagen, was sie unter dem «wahren Islam» verstehen. Zu ihnen gehören auch alle möglichen Politiker,

grosse und kleine, solche, die nach oben wollen, und solche, die schon oben sind und in den jeweiligen Regierungen mehr oder weniger wichtige Stellungen innehaben. Manchmal sind es Linke oder Liberale, doch sie wissen, dass sie sich nicht halten können, wenn nicht auch sie ins Religionsgeschäft einsteigen.

Mit anderen Worten: Wir haben es bloss mit verschiedenen Methoden zu tun, um dasselbe Ziel zu erreichen. Auf der einen Seite haben wir die Methode IS. Sie bedeutet klipp und klar: Man begeht Verbrechen im Namen der Scharia und macht diese Hinrichtungen, Kreuzigungen, Steinigungen und andere Gräueltaten durch Videos im Internet bekannt. Auf der anderen Seite haben wir eine ganze Armee von Menschen verschiedenster Schattierungen, die als Reaktion auf den IS mit impressionistischen Strichen am Bild des «wahren Islam» herumpinseln. Du lieber Gott, wie wird da viel wiedergekaut und was werden da für Phrasen gedroschen!

Erinnern wir uns: Manche der gemässigten Gegner des IS haben sich vor nicht so langer Zeit als Verteidiger des Islam hervorgetan: Sie waren Mitverursacher der Aufstände wegen der Mohammed-Karikaturen in einer dänischen Zeitung (2005) oder wegen des von man-

chen europäischen Regierungen verfügten Verbots, im öffentlichen Raum einen Schleier zu tragen. Die Heftigkeit ihrer Reaktionen hatte für Schlagzeilen gesorgt. Begleitet wurde das Ganze von allerlei Fatwas, Predigten und Erklärungen, als gehe es darum, eine Maginot-Linie zu ziehen gegen «westliche Verunglimpfungen des Islam».

## Scharia «graduell» anwenden

Was der IS tut, ist eindeutig unendlich viel schlimmer für den Islam. Jeder einigermaßen normal Veranlagte wird die Taten des IS verurteilen und sagen, das habe mit dem Islam nichts zu tun. Aber es reicht nicht, das alte Lied vom «wahren Islam» anzustimmen. Wer es ernst meint, muss bereit sein zu einem kleinen intellektuellen Aufwand und dazu, die einfache Frage zu beantworten: «Ist der Islam Religion und Staat zugleich?» Ist die Antwort darauf kein vorbehaltloses Ja, dann muss man sich fragen: Welchen Platz soll die Religion innerhalb eines Staates haben? Und welche Rolle soll der Staat in religiösen Dingen spielen? Wie soll man das konkret in die Realität umsetzen? Kann man heute dem Leben des Propheten und seiner Gefährten nachleben, so wie man es sich vorstellt? Das heisst, indem man Knechtschaft, Steinigungen und systematische Hinrichtungen wiedereinführt, sein Territorium beliebig weit auszudehnen versucht und alle Grenzen aufhebt?

All den Gemässigten, die die Scharia «graduell» anwenden wollen, müssen wir die Frage stellen, wie diese Scharia denn genau aussehe. Wir haben eine lange und wichtige Arbeit vor uns, um herauszufinden, was wir unter dem «wahren Islam» verstehen. Dabei werden wir uns der Wirklichkeit des Lebens stellen müssen. Dieses ist geprägt von Verwüstung, Trostlosigkeit und Ideen ohne jeden Gehalt. Genau deswegen hat der Islam der Marke IS überhaupt aufkommen können.



«Westliche Verunglimpfungen»: IS-Kämpfer.

Dalal al-Bizri ist Dozentin an der Lebanese University in Beirut. Sie publiziert zum Thema Islam der Gegenwart.

Der Artikel ist zuerst auf der libanesischen Website Almodon.com erschienen.

Aus dem Französischen von Thomas Bodmer



Wer nach Europa will, fährt nach Italien: überladenes Flüchtlingsboot vor Lampedusa.

# Italien tötet mit Freundlichkeit

Die Operation «Mare Nostrum» wirkt als Magnet auf Bootsflüchtlinge. Statt wie beabsichtigt Menschenleben zu retten und den Migrationsstrom zu kontrollieren, hat die italienische Regierung damit die Krise dramatisch verschärft. *Von Nicholas Farrell*

Wenn Sie das nächste Mal Fisch aus dem Mittelmeer essen, denken Sie daran, dass er sich möglicherweise von einer Leiche ernährt hat. Vor kurzem sagte der italienische Schriftsteller Aldo Busi gegenüber den Medien: «Ich kaufe keine Mittelmeerfische mehr – aus Angst, Libyer, Somalier, Syrer oder Iraker zu fressen. Da ich nun mal kein Kannibale bin, kaufe ich lieber Fisch aus Zuchten oder atlantischen Kabeljau.» Ich persönlich ziehe wild lebende Fische vor, die sich mit ertrunkenen Menschen vollgefressen haben. Aber die

Geschmäcker sind nun mal verschieden, und ich sehe, was er meint.

## Exodus biblischen Ausmasses

Im Oktober letzten Jahres machte Italiens linke Regierung den Fehler, als erstes EU-Land die illegale Einwanderung zu entkriminalisieren. Ausserdem gab sie Unsummen dafür aus, dass die Marine «illegale» Einwanderer, die in offenen Booten von Nordafrika (vor allem von Libyen) aus die Strasse von Sizilien zu überqueren versuchten, rettete und nach Italien und

damit in die EU brachte, wo die meisten geblieben sind. Nur wenige werden zurückgeschickt, und wenn – wohin eigentlich?

Die Entscheidung, die Schleusen zu öffnen, wurde getroffen, als gerade landesweit moralische Panik herrschte: 366 Menschen waren in einem Boot ertrunken, das in Brand geraten und dann, nur einen Steinwurf entfernt von einem idyllischen Strand der Insel Lampedusa, gesunken war – einem von linksliberalen Reichen bevorzugten Badeort. Unter den Toten war eine Frau, die während der Überfahrt gebo-



nannten neuen Politik kommen jetzt auch welche vom Horn von Afrika, aus Syrien, Palästina, Afghanistan, Bangladesch oder dem Irak. Man weiss: Wer nach Europa will, fährt (via Libyen) nach Italien. Zum Vergleich: David Cameron hat gelobt, bis zu den Wahlen im Jahr 2015 die britischen Einwandererzahlen auf «ein paar Zehntausende» jährlich zu reduzieren. Da wird er noch einiges zu tun haben: Gemäss den neuesten Zahlen des Office for National Statistics sind von Anfang Jahr bis März 2014 nach Grossbritannien 243 000 Menschen eingewandert.

Unterdessen sterben im Mittelmeer nach wie vor Tausende von Menschen beim Versuch, mit nicht seetauglichen Kähnen von Nordafrika nach Italien überzusetzen. Die Fahrkosten, heisst es, betragen 1000 bis 2000 Euro. Die Boat-People sterben dabei nicht nur dadurch, dass sie ertrinken: Diejenigen, die weniger bezahlt haben, werden in die Laderäume gepfercht, wo sie oft an den Kohlenmonoxidämpfen der Maschinen ersticken. Andere werden erstochen

---

### Was eine grossartige Nachricht für die Fischpopulation ist, ist eine Katastrophe für die EU.

---

oder erschlagen bei den häufigen Kämpfen an Deck. Laut dem Uno-Hochkommissariat für Flüchtlinge sind seit Juni 1600 Boat-People, also rund 25 pro Tag, auf dem Weg von Nordafrika nach Italien gestorben. Die Zahl dürfte nur die Spitze des Eisbergs sein.

Was eine grossartige Nachricht für die Fischpopulation des Mittelmeers ist, ist eine Katastrophe für die EU. Italien vermag die makabre Krise nicht zu bewältigen. Die paar Durchgangslager zum Zweck der Identifikation sind hoffnungslos überlastet. Man hat Boat-People in Hotels und Sozialwohnungen unterbringen müssen. Jeder dieser Flüchtlinge kostete die italienischen Steuerzahler täglich 43 Euro, sagt die Regierung; das bedeutet 4,3 Millionen Euro allein schon für die 100 000 des laufenden Jahrs.

Vor drei Wochen beklagte sich eine Gruppe von hundert Boat-People, die auf Sardinien in einem Drei-Sterne-Hotel mit Swimmingpool untergebracht worden war, über das italienische Essen, italienische Mücken und die italienische Hitze. Bis auf vier machten sich alle aus dem Staub und verschwanden in der sardischen Landschaft. Wenn Boat-People um politisches Asyl ersuchen, können sie so lange in Italien bleiben, bis das Gesuch beurteilt worden ist, dürfen aber nicht arbeiten. In letzter Zeit sind sie jedoch darauf verfallen, Angaben zur Identität zu verweigern, damit sie aus Italien in ein anderes EU-Land gelangen können, das in Sachen Sozialhilfe grosszügiger und offener ist, wie z. B. Grossbritannien oder Deutschland. Laut der Mailänder Zeitung *Il Giornale* hört man aus Polizeikreisen: «Wir können sie nicht mehr unter Kontrolle halten. Wir können sie nicht

einmal mehr identifizieren.» Weshalb die Polizei immer öfter Busladungen voller Asylbewerber bei Bahnhöfen wie dem von Mailand ablädt, ohne Geld, ohne Dokumente, sondern mit einem blossen «Buona notte, addio».

Vor kurzem kam ich auf einer Bahnfahrt zur Côte d'Azur durch die kleine Grenzstadt Ventimiglia. Der Bahnhof und dessen Vorhalle waren gerammelt voll von braunen und schwarzen Gestalten. «Die wollen nach Frankreich», erklärte mir ein Taxifahrer. Als ich dann von Italien nach Frankreich weiterfuhr, gab es im Zug dank Schengen-Abkommen weder eine Pass- noch eine Fahrkartenkontrolle.

Zu Recht verweist Italien darauf, dass die Boat-People ein Problem seien, das die ganze EU betreffe. Doch wie so oft – man denke nur an den Euro – schaut in der Praxis jeder für sich. Vor zwei Wochen ging Italiens Innenminister Angelino Alfano nach Brüssel, um die Sache mit den dortigen Bürokraten auszudiskutieren. Europa werde Italien künftig kräftiger unter die Arme greifen, hiess es danach. Doch das haben wir schon öfter gehört.

Eine kleine Konzession konnte Alfano immerhin herauschinden: Italien darf in Zukunft die Boote, die die Boat-People hergebracht haben, zerstören. Unglaublicherweise war das bisher nicht so praktiziert worden. Was die Besatzungen dieser Boote, die *scafisti* betrifft: Sie tauchen in der Regel unter und geben sich selbst als Boat-People aus. Doch auch wenn sie identifiziert werden, hält man sie nur ein paar Monate fest und schafft sie danach zurück, worauf sie gleich wieder loslegen.

### Er hiess Tony, war Christ

Vor ein paar Jahren habe ich einem illegalen Einwanderer geholfen: Er war 21, hatte keine Eltern mehr, war zu Fuss von Nigeria nach Libyen und dann in einem offenen Boot nach Sizilien gelangt. Er hiess Tony, war Christ, und ich sass in einer Bar in Rimini, als er mir eine Packung Papiertaschentücher anzudrehen versuchte. Etwas in seinen Augen erwischte mich, und so gab ich ihm 500 Euro und fand einen Anwalt für ihn. Heute ist er mit einer Italienerin verheiratet. Doch Tony ist etwas anderes. Tony ist meine persönliche Angelegenheit.

Es gibt keine einfachen politischen Lösungen. Als Silvio Berlusconi Premierminister war, handelte er mit Oberst Gaddafi aus, dass keine Flüchtlingsboote mehr in Libyen ablegen durften. Das klappte. Doch als «wir» Gaddafi beseitigt hatten, war es mit dem Deal vorbei. Dank uns steht Libyen kurz vor der Kernschmelze.

Vor allem in Spanien, aber auch in Griechenland und sogar auf Malta hält man Einwanderer mit Gewalt vom Landen ab. Gern wüsste ich, was Cameron täte, wenn plötzlich eine Armada von Boat-People über den Ärmelkanal käme.

Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Bodmer

ren hatte und mit ihrem Neugeborenen noch immer verbunden war, als Taucher ihre Leichen im gesunkenen Boot entdeckten.

Der politische Richtungswechsel, Ergebnis einer verdrehten Mischung aus Anstand und politischer Korrektheit, war die schiere Dummheit: Er hat Menschen allenthalben dazu ermuntert, ihr Glück als Boat-People zu versuchen. So findet ein Exodus von Afrika nach Italien statt, der geradezu biblische Ausmasse angenommen hat: Im laufenden Jahr sind bisher über 100 000 Menschen in Italien eingetroffen; zwei Drittel wurden von der italienischen Marine an Land gebracht, mehr als doppelt so viele, wie es im bisherigen Rekordjahr 2011 gewesen waren. Man schätzt, dass es bis Ende des laufenden Jahres über 200 000 sein werden. Ausgeschafft hat Italien bisher bloss 10 000.

Die italienischen Boat-People stammten früher vorwiegend aus der Region südlich der Sahara, doch dank der «Mare Nostrum» ge-

# «Diese Politik ist verrückt»

Der linksliberale Entwicklungsökonom Paul Collier bezeichnet die EU-Migrationspolitik als desaströs – für Europa wie für die Herkunftsländer. In seinem neuen Buch «Exodus» plädiert er für strikte Obergrenzen bei der Zuwanderung und für eine rigorose Rückführung von Illegalen. *Von Urs Gehrig*

Seit Anfang Jahr haben mehr als 100 000 Menschen das Mittelmeer Richtung Europa überquert, doppelt so viele wie im ganzen Jahr zuvor. Zehntausende warten in Nordafrika auf die Überfahrt. Das Geschäft der skrupellosen Schlepper floriert. Tausende sind schon ertrunken. Professor Collier, was läuft da schief?

Die Migrationspolitik der Europäischen Union ist verrückt. Sie verleitet junge Leute dazu, grosse Risiken einzugehen, eine Menge Geld an Gangster für einen Platz auf einem der lottrigen Booten zu zahlen, die oft sinken, bevor sie europäisches Festland erreichen.

**Sind Sie dagegen, dass man die Migranten rettet und sie nach der Tortur in Europa aufnimmt?**

Wir machen ihnen falsche Hoffnungen. Wenn wir die Möglichkeiten für junge Afrikaner ausbauen würden, in Europa zu studieren, dann würden wir ihnen glaubwürdige Chancen bieten. Es ist lächerlich, dass die EU die Leute erst ignoriert und sie dann mit Rechten überschüttet, sobald sie es illegal nach Europa geschafft haben. Es ist eine schlecht durchdachte Politik, die Menschen viel mehr Rechte gewährt, die ihren Fuss auf Lampedusa setzen, als jenen, die in ihrem Herkunftsland legal um Einreise ersuchen.

**Allein die hohen Risiken, welche die Migranten eingehen, deuten doch darauf hin, dass es ihnen in ihren Heimatländern sehr dreckig gehen muss.**

Für eine solch strapazierende Reise braucht man Geld und Eigeninitiative, das sind nicht die Ärmsten, die da kommen. Ihre Motive sind ziemlich offensichtlich. Sie versprechen sich Arbeit und Wohlstand in Europa. Typischerweise sind es Junge, die die grössten Risiken eingehen. Wie die Jungen bei uns, die zu schnell Auto fahren, denken wenige über die Gefahren ihres Handelns nach.

**Was schlagen Sie vor?**

Was man ändern muss, ist die Rechtsstruktur. Nur dann werden die Menschen die Risiken nicht mehr eingehen.

**Welche Rechte meinen Sie, und wer soll diese Rechte definieren?**

Innerhalb der Schengen-Gruppe muss eine gemeinsame Politik entwickelt werden. Auf die Rechte komme ich gleich zu sprechen. Zuerst gilt es festzuhalten, dass man

illegales Handeln nicht honorieren darf. Wenn man die Türen offenstehen hat, versuchen viele Millionen zu kommen. Aus offensichtlichen Gründen: Sie hätten ein besseres Leben in Europa, als sie es jetzt haben. Sie kommen nicht nach Europa, um die Luft hier zu atmen, sondern um einen Job oder um Anschluss ans Wohlfahrtssystem zu finden. Wer illegal einreist, soll aber keinen Vorteil erhalten. Unsere Generosität ist tödlich. Die Folgen sind katastrophal, wir töten Tausende Menschen. Offensichtlich wirkt das so verlockend auf viele Jugendliche, dass sie ihr Leben riskieren. 17 000 Menschen sind bis dato im Mittelmeer ertrunken. Das muss aufhören. Es braucht eine verbindliche Obergrenze für die Immigration.

**Wer setzt die Obergrenze aufgrund welcher Kriterien fest?**

Wir leben in Demokratien, die Festsetzung der Limiten soll einem normalen demokratischen Vorgehen folgen. Da ist nichts Besonderes dran.

---

**Als Auswahlprozedere schlägt Collier eine Kombination von Lotterie und Punktesystem vor.**

---

**Wer sind die Glücklichen, die das Ticket nach Europa bekommen?**

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, eine Auswahl zu treffen. Eine sehr vernünftige Art ist eine Kombination von Lotterie und Punktesystem. Der Vorteil einer Lotterie ist, dass jeder sieht, dass dieses Verfahren fair ist. Es wird in verschiedenen Ländern schon praktiziert. Die USA zum Beispiel verlosen Green Cards. Die Niederländer verlosen sogar Zutritte zur Medizinhochschule, was ich persönlich etwas verrückt finde. Aber prinzipiell finde ich es fair, dass man die Vergabe von etwas, was viele wollen, aber nur wenige haben können, durch das Los entscheidet.

**Wie funktioniert das Punktesystem?**

Hier gilt es, sowohl das Interesse der Ziel- als auch der Herkunftsländer im Auge zu behalten. Aus Sicht der europäischen Bevölkerung ist es besser, hochqualifizierte Arbeiter ins Land zu lassen als ungelernte Arbeiter und abhängige Personen. Das soll durch ein Punktesysteme gewährleistet werden. Kanada und Australien sind die Einwanderungsgesellschaften der jüngsten Zeit, sie waren die ersten, die die Einwanderung auf Hoch-

qualifizierte beschränkten und ein Bildungspunktesystem einführt, wobei sie durch Interviews besondere Fähigkeiten von Kandidaten eruierten.

**Welches sind die wichtigsten Kriterien?**

Die hervorstechenden Merkmale sind Qualifikation, Arbeitsmarktfähigkeit, kulturelle Herkunft und Schutzbedürftigkeit.

**Durch das Punktesystem könnten wir also gezielt Leute aufnehmen, die wir in unserer Wirtschaft brauchen?**

Ideal ist eine Kombination zwischen dem, was wir brauchen, und dem, was den Herkunftsländern am meisten nützt.

**Führt das nicht zu einem Brain-Drain, der die Herkunftsländer weiter schwächt?**

Es liegt definitiv nicht im Interesse der Herkunftsländer, die intelligentesten und gelehrtesten Leute für immer zu verlieren. Für uns interessant sind Leute, die in das Bildungssystem möchten, um dann wieder nach Hause zu gehen. Mit anderen Worten: Jene, die nach Europa kommen, sollen sich neue Fähigkeiten aneignen und nach einer gewissen Zeit in ihre Heimat zurückkehren, wo sie ihr Know-how anwenden.

**Eine solche Selektion bedingt verlässliche Partner unter den Regierungen in den Herkunftsländern. Wer garantiert dort ein faires und reibungsloses Auswahlverfahren?**

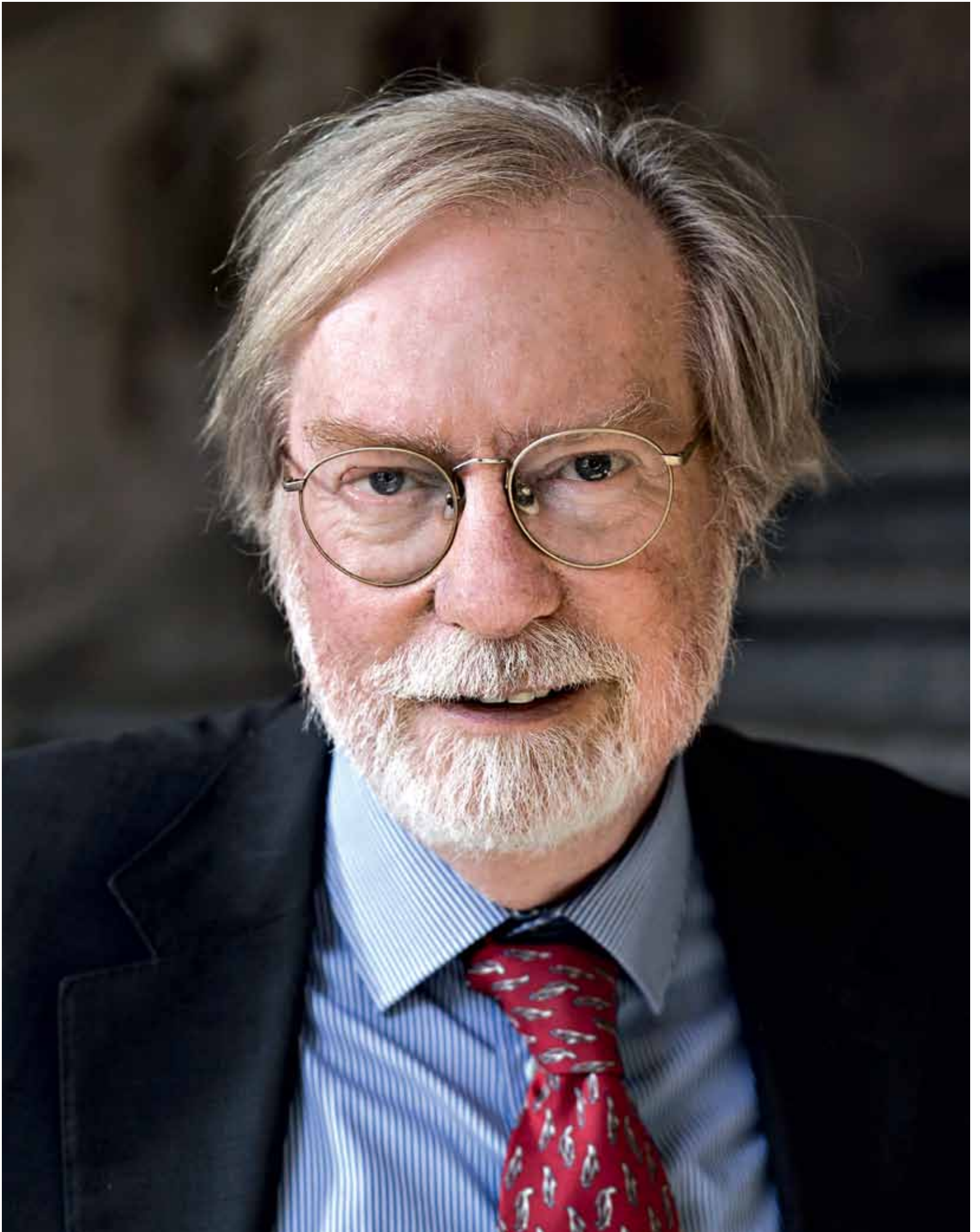
Das Auswahlverfahren liegt komplett in unserer Kontrolle, es wird von europäischen Botschaften durchgeführt, die Reisetickets werden von uns verteilt. Noch einmal: Bloss weil man illegal nach Europa eingedrungen ist, sollte man nicht mehr Rechte haben als diejenigen, die den legalen Weg angetreten haben.

**Sie sagen, Millionen warten darauf, nach Europa zu kommen. Wenn man eine limitierte Zahl an Immigrationstickets ausgibt, heisst das doch nicht, dass jene, die kein Ticket legal erworben haben, nicht trotzdem versuchen werden, illegal zu uns zu kommen.**

Der Rest wird gestoppt, wenn er merkt, dass illegale Versuche nicht zum Ziel führen.

**Also muss man sehr rigorose Grenzkontrollen einführen und jeden illegal Eingereisten zurückführen?**

Ja, natürlich. Es muss einen legalen Weg der Immigration geben. Aber der funktioniert nur, wenn die illegale Immigration nicht belohnt wird. Jeder, der auf einem Schlepperboot kommt, sollte automatisch zurückgeschickt werden. Erst wenn das durchgesetzt



«Unsere Generosität ist tödlich»: Wissenschaftler Collier.

wird, werden die Leute aufhören, die Flucht zu versuchen.

**Ihr Grossvater Karl Hellenschmidt ist von Ernsbach in Baden-Württemberg ins englische Bradford ausgewandert. Während des Ersten Weltkriegs war er anti-deutscher Fremdenfeindlichkeit ausgesetzt, sein Geschäft wurde vom Mob zerstört. Hat die persönliche Familiengeschichte Sie dazu veranlasst, ein Buch über die hochemotionale Thematik Migration zu schreiben?**

Das ist mit ein Grund. Das Beispiel meines Grossvaters zeigt, was geschieht, wenn die Migration schief läuft. Heute herrscht unter den Bevölkerungen in Europa eine grosse Angst, dass die Immigration zunehmend ausser Kontrolle gerät und die kulturelle Integration scheitert.

**Wir haben bisher ausschliesslich über Immigration gesprochen, fokussieren wir nun auf die Integration. Wie soll die besser funktionieren?**

Zuerst einmal ist klar: Wenn wir die Integration nicht regeln, machen die Immigranten genau dasselbe, was mein Grossvater getan hat. Als er in England angekommen ist, liess er sich in einem Quartier der Stadt nieder, das so voll von Deutschen war, dass man es Little Germany nannte. In der Stadt meines Grossvaters, Bradford, erleben wir heute dasselbe Phänomen wie damals, nur sind es heute Migranten aus Bangladesch oder Pakistan, die eine Parallelgesellschaft bilden. Am Beispiel der englischen Stadt Rotherham, wo ein Ring von Pakistanern 1400 Kinder und Jugendliche während sechzehn Jahren sexuell missbrauchte und verschleppte, sieht man, wohin es führt, wenn die Integration scheitert. Wir müssen eine proaktive Politik einführen, welche verhindert, dass in Schulen neunzig Prozent Immigranten sind.

**Welche Pflichten für die Neuankömmlinge schweben Ihnen vor, damit sich Migranten unterschiedlichster Herkunft erfolgreich in die europäischen Gesellschaften eingliedern?**

Eine Verteilung der Migranten über das gesamte Territorium der Länder ist sinnvoll. Und es braucht eine Balance zwischen Förderung und Forderung. Spracherwerb ist elementar. Du kannst dich nicht integrieren, wenn du die Sprache deines Gastlandes nicht sprechen kannst. Dafür braucht es Tests, die obligatorisch sind.

**Wie sollte man mit Immigranten verfahren, die sich nicht integrieren wollen oder können?**

Man braucht nicht gleich hysterisch zu reagieren, wenn dies bloss ein kleiner Prozentsatz ist. Orthodoxe Juden sehen ziemlich anders aus als der Rest der Gesellschaft, sie integrieren sich nicht besonders in die Ge-

## Paul Collier

Der 65-jährige Brite ist Professor für Ökonomie und Public Policy an der Universität Oxford und leitet dort das Institut zur Erforschung afrikanischer Volkswirtschaften. Er beschäftigt sich mit der Frage, wie die Entwicklungsländer am schnellsten zu reichen Ländern aufschliessen können. In seinem neusten Buch, «Exodus», erforscht er die wirtschaftlichen und sozialen Folgen von Migration. Er plädiert für geringere und selektive Zuwanderung aus Entwicklungsländern nach Europa und in die USA und bezieht sich dabei insbesondere auf die Forschungen des US-Wissenschaftlers Robert Putnam.

«Paul Collier ist einer der bedachteten Ökonomen. Seine Bücher erhellen und provozieren gleichzeitig», schreibt der *Economist*. Robert B. Zoellick, ehemaliger Präsident der Weltbank, sagt über Collier: «Exodus» ist sein jüngster Effort, Tabuthemen aufzugreifen und beissende Fragen zu erörtern, vor welchen die meisten anderen Wissenschaftler zurückschrecken.» Dieses Jahr wurde Paul Collier in den Ritterstand erhoben. (geh)

sellschaft, aber sie stellen kein Problem dar. Es kommt auf das Verhalten an. Jede Gesellschaft kann eine kleine Zahl von Zuwanderern verkraften, die anders sind. Aber wenn die Gruppe zu gross wird und sich als Opposition zur Gesellschaft versteht, haben wir ein Problem.

**In Ihrem Buch gehen Sie kaum auf die Herkunft der Migranten und deren religiösen Hintergrund ein. Eine Studie des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung, durchgeführt in sechs Kernländern Westeuropas, hat dokumentiert, dass zwei Drittel der befragten Muslime religiöse Gesetze als wichtiger erachten als staatliche. Welche Schlüsse ziehen Sie daraus?**



Egal, welche Herkunft und welche Gene ein Mensch hat, er kann sich jeder Kultur anpassen. Bezogen auf die Muslime, hat die Entwicklung weniger mit Europa als mit Saudi-Arabien zu tun. Was wir in den letzten zwanzig, dreissig Jahren beobachtet haben, ist ein Anstieg von islamischem Radikalismus, von dem ich glaube, dass er aus Saudi-Arabien kommt. Dies hat globale Auswirkungen. Es ist wichtig, festzustellen, dass die Ursprünge des Problems in der Tat nichts mit Europa zu tun haben. Diese Rückkehr zur angeblichen Reinheit der Religion ist ein Charakterzug des modernen Islam. Was diese Bewegung unterscheidet von anderen: Sie bildet eine oppositionelle Identität. Und die Konfrontation äussert sich in erster Linie innerhalb des Islam, Sunna gegen Schia. Wenn sich eine Ideologie durch Geringschätzung anderer Menschen definiert, wird es sehr gefährlich.

**Schauen wir auf die Migration innerhalb Europas. Polen rackern auf westeuropäischen Äckern, Rumänen schlachten Schweine, Bulgaren reinigen Toiletten zu Dumpinglöhnen. Die Personenfreizügigkeit führt offenbar nicht zu einem Ausgleich, sondern einer Einbahnmigration.**

Es gibt eine gewisse Asymmetrie zwischen alten und neuen EU-Mitgliedern. Die Originalidee war eine andere. Reziprozität wieder in die Migrationspolitik zu integrieren, stünde im Einklang mit europäischen Werten. Menschen aus ärmeren Ländern hierherzulocken, um sie Arbeit machen zu lassen, die wir nicht zu tun bereit sind, zu Löhnen, die wir nicht akzeptieren würden, ist ganz schlechte Politik. Das fördert Rassismus und verleitet uns zu Überheblichkeit gegenüber diesen Menschen. Nationalstaaten stellen nach wie vor zentrale Elemente gesellschaftlichen Wohlstands bereit. Damit das funktioniert, brauchen wir einen gewissen sozialen Zusammenhalt. Viele arme Länder haben diesen Zusammenhalt nicht. Wir sollten ihnen helfen, ihn aufzubauen, anstatt ihre besten Leute abzuwerben. Zu diesem Thema möchte ich festhalten, dass die Schweiz den Europäern offensichtlich einen Geschmack ihrer eigenen Medizin verabreicht hat.

**Sie meinen den Schweizer Volksentscheid, die Zahl der Einwanderer selbst festzulegen?**

Genau, das ist absolut vernünftig. Es gibt 500 Millionen Personen in Europa, welche berechtigt sind, in der Schweiz zu leben, einem Land mit acht Millionen Einwohnern. Die Schweiz offeriert, mehr als die meisten Länder Europas, zunehmend eine attraktive Lebensperspektive, weil die Euro-Zone einem grossen Teil Europas leider schweren wirtschaftlichen Schaden zufügt. Wenn ich ein arbeitsloser junger Italiener





«Geschmack der eigenen Medizin»: Italien-Grenze.

wäre, würde ich nach Lugano ziehen wollen, wo ich nicht einmal eine neue Sprache lernen müsste und ein viel besseres Leben führen könnte. Wenn zehn Millionen Italiener dies tun würden, geriete die Schweiz aus den Fugen. Die Schweiz hat also absolut das Recht zu sagen: «Nein, wir wollen es nicht so weit kommen lassen, wir setzen der Einwanderung selbst ein Limit.»

**Wenn das Schweizer Beispiel in Europa Schule macht, wäre dies das Ende von Schengen und die Rückkehr zu nationalen Grenzkontrollen. Auch Ihr Projekt, das auf einer zentralen Regelung von Immigration beruht, wäre nicht praktikabel.**

Die Schweiz ist nicht Teil der EU. Die Schweizer Identität erweist sich seit Jahr-

**«Jeder, der auf einem Schlepperboot kommt, sollte zurückgeschickt werden.»**

hunderten als sicherer Hafen mitten in einem Chaos. Der eigene Weg wird euch bestimmt besser bekommen in Zeiten, da die Euro-Zone in derart unruhigen Gewässern navigiert.

**Wir haben bisher vor allem über Europa diskutiert. Ihr Buch heisst «Exodus». Der Titel ist eine Reverenz an die Herkunftsländer der Migranten, aus welchen Menschen massenweise ausreisen. Was ist zu tun, damit auch die Herkunftsländer von der Auswanderung profitieren?**

Die Schlüsselaussage von «Exodus» lautet: Ein gewisser Grad an Immigration ist besser als keiner. Das gilt sowohl für die

Zielländer als auch die Herkunftsländer. Einwanderung macht eine Gesellschaft vielfältiger. Einwanderer sind innovativ und bringen neue Perspektiven. Aber Vielfalt reduziert auch das Vertrauen der Leute untereinander, sie kooperieren nicht mehr so bereitwillig und sind weniger grosszügig zueinander. Länder mit erfolgreicher Integrationspolitik können auch mehr Einwanderung vertragen. Aber wenn man einer multikulturellen Politik anhängt, ist vielleicht weniger Einwanderung besser.

**Und wie kann sich Auswanderung positiv auf die armen Länder auswirken?**

Wenn ein paar Leute auswandern, ist das gut für ihr Heimatland. Viele Studien zeigen, dass bei einer moderaten Anzahl Auswanderern viele nur vorübergehend das Land verlassen und dann besser ausgebildet zurückkommen. Wenn zu viele auswandern, gehen all die klügsten Leute.

**Was sollen die Einwanderungsländer dagegen machen, ihre Bürger mit Gewalt an der Ausreise hindern?**

Es wäre reine Unterdrückung, wenn Länder ihren Bürgern auszuwandern verbieten könnten. Die wohlhabenden Länder sind die einzigen, die Wanderungsbewegungen kontrollieren können. Unsere Immigrationspolitik soll darauf ausgerichtet werden, dass sie armen Ländern hilft. Das kann nur gehen, wenn möglichst viele Leute in ihren Herkunftsländern selbst aufholen. Wenn wir dagegen alle «guten Feen» der armen Länder aufnehmen und ihnen helfen, bei uns ein massiv besseres Leben zu führen, hilft das den armen Ländern nichts.

**Was meinen Sie mit «guten Feen»?**

Junge, geschickte, dynamische, ausgebildete Leute.

**Sie sagen, unsere Migrationspolitik sollte den armen Ländern helfen. Wie soll das funktionieren, wenn viele der Herkunftstaaten von korrupten Eliten regiert werden?**

Wir können Afrika nicht entwickeln, das muss Afrika selbst tun. Was jedes Land entwickeln muss, ist eine Mischung aus Privatunternehmensorganisationen und talentierten, gutausgebildeten jungen Menschen. Junge Leute in Europa auszubilden, die Erfahrungen sammeln in europäischen Firmen, dann zurückkehren in ihre Heimatländer, das ist sehr wertvoll. Ebenso, wenn europäische Firmen in Afrika investieren. Nicht allein indem sie ihr Kapital einschiessen, sondern auch indem sie ihr organisatorisches Fachwissen einbringen. In ganz Europa haben wir Firmen, die spezialisiert sind auf Elektrizität und Wasser. Afrika braucht dringend mehr Elektrizität, und es braucht Investitionen und gutes Management von Elektrizitätssystemen. Ohne Elektrizität gibt es keine Entwicklung. Afrika

fehlen die elementaren Grundlagen, die wir als selbstverständlich erachten. In den nächsten zehn Jahren gibt es eine reale Chance, dass Afrika hier die grundlegende Entwicklung vollzieht. Afrika ist heute eine ziemlich schnell wachsende Region. Aus dem Kontinent tönt ein Weckruf für europäische Unternehmen, zu investieren.

**Den Weckruf hat Peking längst gehört. Im grossen Stil ist China auf dem afrikanischen Markt präsent. Ist es nachhaltig, was China in Afrika tut?**

Die Chinesen haben einen niedrigen Standard bei Geschäftshandlungen. Die viel höheren Standards der europäischen Firmen sind es, was Afrika wirklich braucht. Europäische Firmen müssen mit den chinesischen konkurrieren, nicht bloss im Preiswettbewerb, sondern auch bezüglich Qualität und Anstand. Ich bin überzeugt, in vielen Bereichen werden die Europäer dabei Erfolg haben. Aber sie müssen sich aufmachen. Nicht nur China ist aufgewacht, Brasilien, Indien haben Afrika entdeckt. Es wäre wirklich jammerschade, wenn Europa diese Gelegenheit verpassen würde.



**Paul Collier: Exodus. Warum wir Einwanderung neu regeln müssen.** Siedler. 320 S. Erscheint am 29. September auf Deutsch.

**Öffentliche Verwaltung. Bald schon privatisiert?**  
**Vom New Public Management zum No Public Management. Wohin geht die Reise?**

**Podiumsveranstaltung Seminarhotel Sempachersee Nottwil**

**Datum:** Donnerstag, 18. Sept. 2014, 18:30 Uhr  
**Anmeldung:** zeitzeichen@zeitag.ch  
**Eintritt:** Fr. 30.-, mehr Infos: www.zeitag.ch

**ZEIT ZEICHEN**



Schlussstrich unter einen historisch überholten Irrsinn: Sonderbundskrieg.

## Der Geist von 1848

Welche Bedeutung hat die Gründung des modernen Bundestaats für die Schweizer Geschichte? War es ein Bruch mit der Rütli-Schweiz von 1291? Oder deren Vollendung?

Ein Essay von Josef Lang

Als der freisinnige Chefideologe Carl Hilty 1875 sagte, die Schweiz sei eine «Willensnation», brachte er etwas Banales zum Ausdruck. Eine Nation, die keine Willensnation ist, ist gar keine oder eine höchst krisenhafte. Hilty wollte vor dem Hintergrund des Aufstiegs der deutschen und italienischen Nationalismen hervorstreichen, dass das schweizerische Selbstverständnis nicht auf vorgegebene Strukturen, sondern auf politische Willensprozessen baut.

Sieben Jahre später hat der Pariser Soziologe Ernest Renan mit zahlreichen Hinweisen auf die Schweiz Hiltys Sonderfall verallgemeinert: «La nation est un plébiscite de tous les jours.» Frei übersetzt: Eine Nation baut auf das politische Ja-Wort der Bürger und nicht etwa auf Abstammung, Sprache, Religion, Geografie. Diese allein machen keine Nation. Das entscheidende Plebiszit für die Schweiz als Nation fand am 12. September 1848 nach Jahren intensivster

Wortgefechte und bewaffneter Zusammenstösse statt. Mit ihrem Ja zur Bundesverfassung bekundeten freie und gleiche Bürger den Willen, zukünftig als Schweizervolk die öffentlichen Angelegenheiten gemeinsam zu gestalten.

### Die radikalen Fragen

Die herausragende Bedeutung von 1848 wird erst klar, wenn man die Fragen, um die es damals ging, in ihrer Radikalität erfasst. Beginnen wir mit den beiden oberflächlichen und vorherrschenden Begründungen von 1848. Vor allem Neoliberale und Marxisten behaupten, es sei um die Schaffung eines einheitlichen Wirtschaftsraums gegangen. Als Beweis wird das spektakuläre Wirtschaftswachstum ab den 1850er Jahren gebracht. Aber ökonomische Fragen haben in den grossen Debatten der entscheidenden 1840er Jahre eine marginale Rolle gespielt. Erstens waren die Binnenzölle für

einen Kapitalismus, der auf Export oder Nachbarschaft ausgerichtet war, keine grossen Hindernisse. Zweitens hatte die Bourgeoisie nicht das geringste Interesse an einem Konfrontationskurs, der spätestens seit 1843 auf einen Bürgerkrieg und damit auf eine militärische Intervention durch die Heilige Allianz hinauslief. Der spätere Wirtschaftsboom erklärt sich primär aus der Rechtssicherheit und dem Regelvertrauen, die 1848 geschaffen worden sind.

Die Schulbuchformel «Vom Staatenbund zum Bundesstaat» verfehlt die Wirklichkeit der 1840er Jahre weniger krass, trifft sie aber nicht in ihrem Wesen. Dass die Aufhebung oder Verteidigung der kantonalen Souveränität nicht die Kernfrage war, zeigt ein Blick auf die Ziele des katholisch-konservativen Sonderbundes. Dem modernen Projekt eines liberalen Nationalstaates setzte er eine Eidgenossenschaft entgegen, die auf zwei quasisouveränen Staaten,

einem *corpus catholicum* und einem *corpus evangelicum*, baute. Zur Verwirklichung eines katholischen Körpers vom Rhein bis zur Rhone und zum Pruntrut Zipfel plante man, die katholischen Teile Aargaus und der Waadt den Kantonen Luzern und Freiburg einzuverleiben, die zwangsreformierten Teile des Berner Oberlandes dem Wallis und Obwalden zuzuschlagen sowie die Schaffung eines Kantons Jura.

Auch wenn das letzte, das einzige legitime Ziel, 132 Jahre später umgesetzt wurde, gilt festzuhalten: Hochachtung gegenüber Kantonsouveränität sieht anders aus. Was die eigenen Kantone betrifft, schrieb der Sonderbundsführer Constantin Siegwart-Müller 1844 dem Papst: «Wenn diese Kantonsouveränität je zu Grunde gehen sollte, so würde der Unglauben und der Irrtum, welcher vorzüglich die protestantischen Völkerschaften beherrscht, sich unzweifelhaft über die ganze Schweiz ausbreiten und jede Spur des Katholizismus tilgen.» Auch die eigene kantonale Souveränität galt nicht als Wert an sich, sondern war ein Mittel zur Verteidigung des richtigen Glaubens.

Das Sonderbundprojekt war zwar ein historisch überholter Irrsinn. Aber hätten die bereits 1847 aufziehenden Unruhen Metternich, Radetzky, Schwarzenberg und die Preussen nicht daran gehindert, militärisch zu intervenieren, wäre die politische Vormoderne in Gang gesetzt worden. Hätte eine unweigerlich zerstrittene Eidgenossenschaft die Einigung Italiens 1870 und die Gründung des Deutschen Reiches 1871 überlebt? Dank des europäischen Völkerfrühlings, der im Februar 1848 ausbrach, konnte der Freisinn rechtzeitig ein starkes Fundament bauen und darauf ein stabiles Gebäude errichten.

### «Aufstand des Gebets»

Noch acht Jahre vor dem Sonderbundskrieg war die Ausgangslage für den Liberalismus zappenduster gewesen. In seiner Hochburg Zürich hatten die Konservativen im September 1839 mit einem «Aufstand des Gebets» gegen die Berufung des modernen Theologieprofessors David Friedrich Strauss die Macht übernommen. Damit waren die liberalen Regierungen in den katholischen Regenerationskantonen Luzern, Solothurn und Tessin sowie im Aargau, wo fünf der elf Bezirke katholisch waren, akut gefährdet. In Luzern gelang es den Konservativen 1841, unter dem Motto «Politik aus dem Glauben» die Liberalen zu stürzen. Dem radikalen Flügel des Liberalismus, dem Freisinn, war klar, dass nur eine Überwindung der kantonalen Schranken die Regeneration retten und eine ausländische Intervention verhindern konnte.

Es waren katholische Radikale, die besonders gefährdet waren, welche aus ihrem Reservoir der katholischen Aufklärung die zwei rettenden Ideen schöpften: Klosteraufhebung und Kampf gegen die Jesuitenberufung. Die Klostergarantie durch den reaktionären Bundesver-

trag von 1815 stand in völligem Widerspruch zu dessen Grundgehalt einer absoluten Kantonsouveränität. Indem die Aargauer Freisinnigen 1841 die Klöster aufhoben, stellten sie die katholischen Konservativen vor das Dilemma: Respekt vor der Aargauer Souveränität oder Verteidigung der Aargauer Klöster. Indem sich die katholisch-konservativen Kantone für das Zweite entschieden und zu diesem Zweck zusätzlich ein Geheimbündnis schlossen, was der Bundesvertrag ausdrücklich verbot, brachen sie das Tabu der kantonalen Souveränität und das der Unantastbarkeit des Bundesvertrags.

Mit ihrer darauffolgenden Offensive gegen den Jesuitenorden, der historischen Speerspitze des katholischen Konfessionalismus, erreichten die Freisinnigen drei weitere Ziele: Sie bauten die erste gesamtschweizerische Volksbewegung in der Geschichte des Landes auf. Damit schufen sie aus kantonal eingegliederten Bürgerschaften eine nationale. Und sie entzogen zum Entsetzen Jeremias Gotthelfs den

### Die Mehrheit der radikalen Schweizmacher kam aus den ehemaligen Untertanengebieten.

Konservativen in den protestantischen Gebieten die Basis, weil diese aus konfessionellen Gründen antijesuitisch war.

Allerdings wird man weder den Radikalen noch den Katholisch-Konservativen gerecht, wenn man ihre Motive und ihre Argumente vor allem als strategische versteht. Die Auseinandersetzungen in der Schweiz der 1840er Jahre, die in zwei Freischarenzügen und im Sonderbundskrieg gipfelten, galten schon damals als «Prinzipienkampf». Der Jesuitenpater Ferdinand Strobel schrieb 1954 in seinem 1147-seitigen Wälzer über die «Kloster- und Jesuitenstürme»: «Es ging den Radikalen um eine totale Neuschöpfung auf anthropozentrischer Grundlage, um den Sturz der alten theozentrischen Menschen-, Staats- und Kirchengauffassung. Hier liegt der tiefste Grund für die die abendländische Welt seit dem 18. Jahrhundert durchziehenden Auseinandersetzungen, in welchen der Sonderbundskrieg und seine Vorgeschichte nur ein Wellenschlag ist.» Das Anliegen der einen war «Aufklärung», «die neue laizistische Erziehung und Volksbildung». Das der anderen lautete «Bewahrung und Ret-



tung tiefreligiöser und kirchlicher Werte und Grundlagen».

Laut dem Wirtschafts- und Sozialhistoriker Hansjörg Siegenthaler ging es um die «Quellen der Wahrheit»: Liegen diese in göttlichen Dogmen oder im gemeinsamen Rasonieren? Konservativer Pfarrer gegen freisinnigen Lehrer – das war Don Camillo und Peppone in der Schweiz. «Wohl erstmals in der Geschichte trat den Pfarrherren als einer eigentlichen Profession von Überzeugungstätern die neue Profession der regenerierten Lehrerschaft entgegen.» Dass die Religionsfrage und der Antiklerikalismus in der Schweiz ein derartiges Gewicht gewannen, hat auch mit dem Fehlen eines monarchischen oder aristokratischen oder militärischen Feindbildes zu tun.

### Überwindung konfessioneller Gegensätze

Der «Weltanschauungskrieg» hatte, wie Strobel erwähnt, seine Wurzeln in der Aufklärung. Deren erste Trägerin in der Schweiz war die 1762 gegründete Helvetische Gesellschaft. Eines ihrer Hauptziele war die Überwindung der konfessionellen Gegensätze. Noch 1712 hatte der Zweite Villmergerkrieg, der 3000 Menschen das Leben kostete, die Eidgenossenschaft an den Rand des Abgrunds gebracht. Eine gemeinsame Republik von Protestanten und Katholiken war nur möglich in einem Gemeinwesen, das selber keine Konfession hatte. Aber aus traditionalistischer Sicht war ein staatliches Gebilde, erst recht eine Landsgemeinde, ohne gemeinsame Glaubensgrundlage undenkbar. Deshalb konnte die Gründung einer Schweizer Nation nur das Werk von Liberalen sein, weil deren Staatsverständnis auf dem mündigen Bürger und nicht auf irgendeinem Glauben baute.

Der erste Versuch war die zum Teil durch Frankreich erzwungene Helvetische Republik von 1798 bis 1803. Sie pflanzte in unserem Land die Grundsätze der Menschen- und Bürgerrechte, der Gewaltenteilung, der Trennung von Kirche und Staat ein. Dank ihr wurden die Untertanen, damals etwa vier Fünftel der Einwohner, zu freien und gleichen Bürgern. Den alteidgenössischen Orten gelang es danach nicht mehr, diesen Fortschritt rückgängig zu machen. In der Regeneration nahmen die Liberalen das *nation building* wieder auf – gegen den heftigen Widerstand der Urkantone. Dass diese ihrer Herrenmentalität aus der alten Eidgenossenschaft treu geblieben waren, zeigte sich im Sonderbundskrieg, als sie die ehemaligen Untertanen der neuen Kantone völlig unterschätzten. Die Mehrheit der radikalen Schweizmacher kam aus den ehemaligen Untertanengebieten. 1848 siegte ihr Ja über das Nein der 1291er Kantone.

Josef Lang ist Historiker. Er war 2003 bis 2011 Zuger Nationalrat der Grünen.



*Sie haben die 60er Jahre fashionable gemacht: das Ensemble von «Mad Men».*



## Zum Geleit

Von Daniele Muscionico

**W**as fehlt auf diesem Bild? Stimmt, alles. Es fehlt die Farbe. Es fehlt die Spannung. Und es fehlt jeder Sinn – für den, der nichts sieht, weil er nichts weiss. Weil für ihn die Hintergründe dieses Gruppenbilds mit Spotlight im Dunkeln liegen.

Für diese vielen ist hier zu sehen: Frauen, die ihre Busen auf Startrampen positioniert haben. Obwohl das Atomzeitalter laut Modestil noch nicht angebrochen ist. Zu sehen sind Damen mit Sanduhrenfiguren, in Kunstfaser eingeschweisst, in Nylon schwitzend, in Perlon dampfend.

Und die Männer? Ach, sind denn welche da? Maushaft und unscheinbar, kann man sie leicht als Teil der Tapete, als Deko-Element übersehen. Ihr Auffallendstes ist der Blick, er ist waffenscheinpflichtig. Doch noch schärfer ist der Hauptdarsteller, ist das Licht, die Lichtmaschine, Lichtkanone.

Für die wenigen, die den Kontext zu deuten imstande sind: Diese Equipe mit unübersehbarem *Vintage-overload* ist die Schauspielercrew aus einer der erfolgreichsten Kabel-Serien aller Zeiten, «Mad Men». Für sie, die Wissenden, ist ausgemacht, dass «Mad» nicht für «verrückt» steht (natürlich auch für «verrückt» steht), sondern die Kurzform für Madison Avenue als Ort des Geschehens. Als Zentrum der Werbewelt im New York der fünfziger und sechziger Jahre, wo die Agentur Sterling Cooper des arroganten Don Draper beheimatet ist. Es gibt Serien-Junkies, die würden für diesen Mann ihre Schwiegerväter verschachern.

Das wäre nichts Besonderes. «Mad Men», auch in der Schweiz zu sehen, ist das «Doktor Schiwago» der Generation Polo. Oder Generation Grundeinkommen. Jener also, die sich ins Gestern zurückwünschen, da der Anschlag in New York, 9/11, just in ihre sensible Prägungsphase fiel.

Denn in «Mad Men» darf man die Sekretärin noch wie eine Konkubine behandeln, sich vor 11 Uhr (vormittags) einen Bourbon einschenken und ein Meeting abbrechen, um nach einer neuen Packung Zigaretten schicken zu lassen.

Und doch ist das Bild etwas Besonderes. Denn es stammt, eine Rarität, vom Magnum-Fotografen Alex Majoli, der auf dem Set in den Studios fotografierte, in welchen die siebte Staffel der Serie gedreht worden ist. Und die siebte soll die offiziell letzte sein. Also darf man das Bild als eine Art Todesanzeige betrachten. Nun denn: «Hello, Don Draper! Hello and goodbye.»

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (3) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 2 (2) **Guillaume Musso:** Vielleicht morgen (*Pendo*)
- 3 (1) **Charles Lewinsky:** Kastelau (*Nagel & Kimche*)
- 4 (4) **Bernhard Schlink:** Die Frau auf der Treppe (*Diogenes*)
- 5 (6) **Karin Slaughter:** Bittere Wunden (*Blanvalet*)
- 6 (–) **Wolf Haas:** Brennerova (*Hoffmann und Campe*)
- 7 (5) **Daniel Glattauer:** Geschenkt (*Zsolnay*)
- 8 (9) **Felicitas Mayall:** Schwarze Katzen (*Kindler*)
- 9 (8) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonisches Gold (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 10 (7) **Judith Hermann:** Aller Liebe Anfang (*S. Fischer*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (8) **Brigitte Trümpi-Birkeland:** Sternenkind (*Wörterseh*)
- 3 (2) **Colleen Dorsey:** Rubberband-Schmuck (*Scorpio*)
- 4 (3) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 5 (4) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 6 (5) **Carla Bardi, Rachel Lane:** Die runden Bücher: Kuchen und Tartes (*Moewig*)
- 7 (6) **Fritz Hegi:** Mit WanderFritz durch die Schweiz (*Weltbild*)
- 8 (–) **Gerold Biner:** Fliegen um Leben und Tod (*Orell Füssli*)
- 9 (–) **Hans Küng:** Glücklich sterben (*Piper*)
- 10 (–) **Bronnie Ware:** Leben ohne Reue (*Arkana*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Kreativität

In der letzten *Weltwoche* schrieb Josef Ackermann, der frühere Vorstandsvorsitzende der Deutschen Bank, wie nahe sich doch Künstler und Unternehmer seien. Er hat dabei in erster Linie an positive Eigenschaften wie Kreativität oder Eigensinn gedacht. Nun, viele Kulturschaffende sehen in der Wirtschaft vor allem negative Attribute. Dass sich beide Seiten auch da ähnlicher sind, als sie wohl wahrhaben möchten, zeigt sich durch neue Enthüllungen am Wiener Burgtheater: Seit 2008 wurde an dem Vorzeigetheater die Bilanz massiv geschönt, indem man Bühnenbilder, die nicht mehr gebraucht wurden, als Werte in der Bilanz stehen liess. Was zeigt: Auch im Kulturbetrieb reicht die Kreativität bis in die Buchhaltung. (rb)

## Electronica

# Ein Zeichen von Macht

**Amerika entdeckt die europäische Dreifaltigkeit: Kollektive Trance, DJ-Kult und das kommerzielle Wunder von Electronic Dance Music. Mittendrin: Eine Maus. Von Tom Kummer**

Es ist schon eine ganze Weile her, dass sich die Massen nach anspruchsvoller Musik sehnten. Es gab damals zwar schon die archaischen Klänge von Erik Satie und Arnold Schönberg, Stockhausen und Terry Riley, Steve Reich und Kraftwerk. Doch noch nie drang das Atonale und Experimentelle der Musik so tief in den Massenverstand ein wie Ende der achtziger Jahre. Viele nannten es *intelligent techno*: irritierende Klänge, fremdartige Intervalle, repetitiver Wahnsinn, Härte – angemischt von introvertierten Soundtüftlern, die sich hinter Reglerpult, Sampler und Echogerät versteckten. Es war ein Phänomen des Underground, gespielt in fiesen, feuchten Kellergeschossen.

Der «Mozart des Techno», Richard James aka Aphex Twin, erfand dabei völlig neue Geräusche – um die Geräusche in seinem Kopf hörbar zu machen. Eine neue Form des Hinhörens hob in den Klubs zwischen Berlin, Zürich und London ab. Bald tanzten die Leute zur intelligenten Musik, Klubkultur wuchs heran, es wurde auf höchstem Niveau gefeiert – und gekämpft: Die einen zelebrierten Techno als antikommerzielle Revolution, andere diffamierten in den Charts erfolgreichen Trance als «Deppentechno». Doch bald passierte Unfassbares: Die Soundtüftler mutierten zu hochbezahlten Star-DJs. Techno zersplitterte in unzählige Subgenres. Doch nichts konnte die Tanzrevolution und den «Deppentechno» aufhalten – Millionen wollten sich dem Hochgefühl der wonnigen Erhabenheit, mit gelegentlichen religiösen Schauern, unterwerfen. Bloss in den USA blieb die Klubkultur fast ein Vierteljahrhundert lang seltsam matt.

### Klub macht mehr Geld als Kasino

Bis vor einigen Jahren die Trendscouts aus Las Vegas zuschlugen. Sie interessierten sich nicht für die europäischen Szenestreitereien, die Tradition der elektronischen Avantgarde – sie interessierten sich für DJs wie Paul Oakenfold und zahlten das Doppelte von dem, was die Klubs auf Ibiza boten. Las Vegas tat dabei so, als sei Electronic Dance Music (EDM) ein völlig neues Ding – made in USA –, ein Partykonzept, das nie etwas anderes verdient hat, als in der Spielermetropole kommerziell zu explodieren. Und vielleicht hatten sie ja sogar recht, denn Disco und House entstanden ja Ende der siebziger Jahre in den Klubs von Chicago und Detroit und kamen jetzt vielleicht über lange europäische Umwege wieder nach Hause. Die aufregendsten Partys spielten sich fortan in den Kasino-Nachtklubs

ab: im «Marquee», «Hakkasan's» oder im profitabelsten Nachtclub Amerikas: dem «XS» im «Wynn», einem Klub, der immer öfter mehr Geld produziert als die Spieltische.

Dort trat in der vergangenen Freitagnacht ein DJ-Wunderkind namens Deadmau5 auf. Es war eine besondere Nacht. Der 33-jährige Kanadier Joel Thomas Zimmerman kassierte erstmals eine Gage von über 300 000 Dollar für vier Stunden Arbeit. Er trug auf seiner DJ-Burg wie immer eine stilisierte Mausmaske, die ihn mittlerweile so berühmt gemacht hat, dass er kürzlich von Disney verklagt wurde – ein Zeichen von Macht.

Im «XS» tanzen im Durchschnitt pro Nacht bis zu 8000 Menschen und lassen sich die subsonischen Bässe von brutal effizienter Soundtechnologie in den Unterleib pumpen. Die meisten warten bis zu drei Stunden auf Einlass, viele tun dies, weil sie sich als so was wie die Avantgarde unter den *party people* verstehen. Viele zahlen eine Tischpauschale von bis zu 10 000 Dollar, um die Schlange an der Türe zu umgehen. Sie sind hier, weil sie erwarten, im «XS» das abstrakteste Tanzerlebnis zu erfahren, das es in der Geschichte der Menschheit je gegeben hat. Eine Tyrannei der Beats und Laserstrahlen – und mittendrin: eine Maus. EDM von Deadmau5 ist die Musik der Stunde. Las Vegas hat entdeckt, was in Europa der Selbstzerstörung zum Opfer fällt: eine Revolution dank Tanzfanatikern. Sogar das Intellektuellenblatt *The New Yorker* berichtete begeistert über die neue DJ-Kultur, die in die Lücke springt, die der Niedergang des Rock, die Krise des Hip-Hops und die Bedeutungslosigkeit des R'n'B hinterlassen haben.

Techno war mal angetreten, die Utopie des Glaubens ans Gute im Menschen zu bestärken. Diese Utopie ist jetzt als EDM in Las Vegas gelandet. Das ist irritierend und bedrückend zugleich, besonders für jene, die dabei waren, als Techno am Ende der achtziger Jahre für eine ganze Weile die Utopie einer zauberhaften Jugendkultur offenbarte. Doch das Irritierendste kommt noch. Es ist der Sound von Deadmau5: So, wie wir heute leben, konsumieren und den «Ich liebe mich, also bin ich»-Existenzialismus zelebrieren, so klingt seine Musik, und das sollte uns gehörig zu denken geben. Es ist ein Sound, der total egal ist, gleichgültig macht und doch die Frage provoziert, warum der Stellenwert von Popmusik schrumpft, während ihre Präsenz stetig zunimmt. Das sphärische Blubbern, das Bassbeat-Mehrfachfeuer, das uns



*Dringt immer tiefer in unsere Köpfe vor: DJ-Wunderkind Deadmau5.*

mal LFO als Befreiung geschenkt hatten, pumpt jetzt als endlose Soundwolke durch Kaufhäuser oder Fitnessstudios. Deadmau5 dringt dabei immer tiefer in unsere Köpfe vor, aber wir merken es gar nicht mehr. Er durchwandert mit Sound und stilisiertem Mauskopf die Levels der Videogames unserer Kinder. Und wenn man ihn fragt, wie er eigentlich auf diesen schwachsinnigen Namen gekommen sei, bekommt man sogar eine rührende Antwort: «Ich habe eines Tages wegen eines üblen Geruchs in meinen PC geschaut und fand das Skelett einer toten Maus. Von da an nannten mich meine Freunde Dead Mouse. Aber im IRC kann der Nickname

nur acht Zeichen lang sein, deshalb nannte ich mich dort Deadmau5, wobei die 5 für s steht.»

Klar, Genialität hat immer eine begrenzte Halbwertszeit. Irgendwann trifft die Wiederholung der Leere ein. Möglicherweise waren die ersten Werke der Minimalisten, die man damals für vielversprechende Anfänge hielt, schon die Höhepunkte der Bewegung. Terry Rileys «In C», Philip Glass' «Music in Twelve Parts», Steve Reichs «Drumming», Aphex Twins «Selected Ambient Works 85–92» oder «LFO» von LFO. Es kann aber auch sein, dass wir momentan nicht mehr als den Geschmack einer Maus verdient haben.

## Jazz

# Trotz allem die Freude

Von Peter Rüedi

Stefano Bollani, geboren 1972 in Mailand und unter Italiens Jazzpianisten der mittleren Generation die auffälligste Erscheinung, ist ein Virtuose, ein Hansdampf in vielen Gassen, ein Eklektiker. Es ist nicht anzunehmen, dass er über Kleists Prinzen von Homburg zum Titel seiner neuen CD gekommen ist, über dessen kürzeste Formel für Widerstand: «Und dennoch, stolzes Losungswort ...». Bollanis «dennoch» klingt eine Nuance verbindlicher und meint doch das Gleiche: «Joy in Spite of Everything». Angesichts der unverändert tristen Weltlage mag ja orthodoxen Anhängern einer Ästhetik des Widerstands programmierte Freude als Frivolität erscheinen. Andersrum gesehen ist allerdings die Rettung von Schönheit an sich ein Akt des Widerstands, und an Schönheit entsteht jede Menge, wenn Bollani und sein Trio (die beiden Skandinavier Jesper Bodilsen und Morten Lund) auf den Tenorsaxofonisten Mark Turner und den Gitarristen Bill Frisell treffen. Nicht spannungslose Harmonie ist da gemeint, «Friede, Freude, Eierkuchen»; vielmehr eine ziemlich explosive Art von Lebensfreude und eine immer wieder gebrochene, immer neu gefundene Art von Poesie. Melodie als Essenz, nicht als Ausflucht verbindet Bollani mit seinen Partnern. Turner, einer der gesuchtesten Saxofonisten zurzeit, verschmilzt den coolen Sound von Warne Marsh und Coltranes Hymnik zu einem gleichzeitig behutsamen und nachdrücklichen Saxofonklang, und Frisell war auf der Gitarre immer ein Meister des etwas vergifteten Wohlklangs. Bollani ist ein virtuoser Pianist. Sein Problem, sagt er selbst, sei, wie er als stilistischer Nachkomme von Oscar Peterson oder Art Tatum lerne, Freiräume zu lassen, sich zurückzunehmen. Es gelingt ihm hervorragend. In drei Stücken im Quintett, dreien im Trio, dreien im Trio plus Turner und einem mit Frisell, dazu einer schön sparsamen Duo-Hommage mit dem Gitarristen an Teddy Wilson findet Bollani mit ganz anderen Mitteln eine dem Swing-Veteranen vergleichbare verspielte, inspirierte (und inspirierende) Leichtigkeit. Wunderbar.



**Stefano Bollani (Jesper Bodilsen, Morten Lund, Mark Turner, Bill Frisell):**  
Joy in Spite of Everything.  
ECM 2360 378 4459

# Galilei der Finsternis

Der französische Folterbaron Marquis de Sade gilt als Inbegriff des skrupellosen Menschenquälers. Warum eigentlich sollte man sich mit ihm beschäftigen? Ein Werkstattbericht des Historikers Volker Reinhardt

Er selbst hat sich als Galilei der *condition humaine*, als Erforscher des Menschen, seiner Geheimnisse und Abgründe, gesehen. So wie Galilei Gegenstände vom schiefen Turm von Pisa warf, um die Fallgesetze zu ermitteln, hat de Sade systematische Experimente mit Menschen angestellt: mit seiner ihm lange Zeit blind ergebenen Ehefrau und angemietetem Personal, mit Dienstboten und Prostituierten. Diese Experimente umfassten alle nur denkbaren sexuellen hetero- und homosexuellen Praktiken inklusive aktiver Gewaltausübung und passiver Gewalthinnahme, also nach heutigen Begriffen sadistische und masochistische Elemente. Dazu kamen Todesdrohungen, Lesungen atheistischer Texte, blasphemische Rituale.

Mehr noch als die Erforschung sexueller Lust und ihrer Auswirkungen auf den Menschen

De Sade schreibt Romane, die nach eigener Aussage den Teufel selbst verderben könnten.

faszinierten Donatien Alphonse François de Sade die psychischen Reaktionen seiner Probanden. Dabei geht er extrem rücksichtslos vor, mit einer für Aristokraten der Zeit typischen Verachtung für Domestiken und Prostituierte, verhält sich also aus der ethischen Sicht von heute absolut inakzeptabel – deshalb sollte man ihn auch nicht als «den Göttlichen» idealisieren.

Bei einer seiner sorgsam geplanten Orgien verabreicht er seinen bezahlten Gespielinnen sogar angeblich ein luststeigerndes Gift in lebensgefährlicher Dosierung, nimmt also wohl den Tod seiner Lustobjekte in Kauf, die am Ende jedoch mit dem Leben davonkommen. Ansonsten hat er diese rote Linie nicht überschritten. In seinen Ego-Zeugnissen, Briefen vor allem, zieht er eine klare Trennlinie: «Die Gestalten meiner Romane sind Mörder und Monster – ich bin es nicht. Im Gegenteil: Ich habe Bedürftige unterstützt und unter Einsatz meines Lebens anderen Menschen das Leben gerettet. Und das lässt sich so beweisen.»

— **Was macht de Sade zum Zeitzeugen?** Jahrgang 1740, gestorben 1814, wächst er als Hätschelkind des Ancien Régime auf, als Spross einer der ältesten und angesehensten Adelsfamilien der Provence. Der bildschöne Knabe wird von der eleganten Damenwelt umschwärmt – und findet sich unversehens an den tödlichen Fronten des Siebenjährigen Krieges

wieder, ist also eine Art Kinderoffizier, der mit sechzehn Jahren zum ersten Mal über Leichenberge steigt. Das staatlich legalisierte Töten, sei es im Krieg, sei es auf der Guillotine, hat er lebenslang verabscheut. Wegen seiner blasphemisch-sexuellen Experimente als Schlossherr von Lacoste wird er zum Sündenbock des Adels und wird eingekerkert. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts blieben den Aristokraten nicht mehr viele Rückzugsbiotope und Refugien, in denen sie sich gegen ein ideologisch hegemoniales neues Bürgertum profilieren konnten. Für de Sade war dieser letzte Fluchtpunkt adeliger Individualität der Bruch aller Normen und die grenzenlose Provokation. Durch nichts aber liess sich die bürgerliche Empfindsamkeitsmoral so provozieren wie durch sexuelle Grenzüberschreitungen – sie bildeten gewissermassen den argumentativen Brandbeschleuniger für de Sades philosophische Schlussfolgerungen.

Dementsprechend lebt er auf der wilden Seite des Lebens: eine Hochrisiko-Existenz. Er fordert alle weltlichen und kirchlichen Autoritäten heraus und wundert sich, wenn diese zuschlagen. Während der radikalen Revolution des Jahres 1793 springt er gewissermassen auf den jakobinischen Tiger, krallt sich an dessen Mähne fest und überlebt. Allerdings nur um Haaresbreite, denn er ist gegen die Todesstrafe und rettet seinen Peinigern als Revolutionsrichter das Leben, was ihn fast selbst das Leben kostet – der Verächter des Christentums liebt im Sinne der Bergpredigt seine Feinde mehr als sich selbst, so scheint es.

De Sade selbst versteht diesen todesmutigen Rettungsakt als Ausdruck aristokratischer Verachtung. Dann lebt er in Zeiten der Inflation und der Not als freier Schriftsteller, und zwar genauso extrem. Er schreibt Romane, die nach eigener Aussage den Teufel selbst verderben könnten, und dafür gibt es immer einen Markt. Zum Schluss inszeniert er im Irrenhaus, in das man ihn als Untergraber der Moral verbannt hat, Theaterstücke mit den Geisteskranken und macht sich so über die Pariser Schickeria lustig, die diesen Events in hellen Scharen beiwohnt. Kein noch so fantasiebegabter Schriftsteller könnte solch ein Leben erfinden.

— **Was hat de Sade als Philosoph zu sagen?** Mit der Lektüre seiner Werke gelangt man an einen weltanschaulichen Extrempunkt, der zugleich ein Nullpunkt ist. De Sade verkündet einen absoluten Nihilismus: Gott ist eine Erfindung der Priester, der Mensch eine blosse

Ansammlung von Molekülen, also vergängliche Materie, nicht mehr wert als eine Wespe oder eine Stechmücke; was der Mensch für seine Seele hält, ist nur etwas komplexer angeordnete Materie. Für die Natur ist der Mensch das unbedeutende Produkt ständigen Experimentierens. Deshalb gibt es auf Erden kein Mass, keine gültige Moral, sondern nur Konventionen im Interesse der Reichen und Mächtigen. Mit anderen Worten: Wer dagegenhalten und ethische Positionen aufbauen will, muss sich der radikalen Nivellierung dieser Werte stellen.

Zudem werden hinter den nachtschwarzen Verneinungen de Sades, gewissermassen im Gegenlicht, Umriss von Werten sichtbar, auf denen sich aufbauen liesse. Das haben die französischen Existenzialisten durchaus richtig gesehen. Für de Sade wie für Camus oder Sartre ist der Mensch in eine zutiefst unglückliche Existenz geworfen, die er nicht versteht, Spielball einer anonymen Macht, die sich seiner für ihre Zwecke bedient, ohne auf seine Sehnsüchte Rücksicht zu nehmen. Der Mensch sehnt sich nach Lust und Ewigkeit, doch beschieden sind ihm Elend und Tod. So leidet der Mensch unter dem Terror der Natur, die ihm permanent seine Vergänglichkeit und Bedeutungslosigkeit vor Augen hält. Zudem hat sie den Menschen zum Egoismus verdammt, ihm also den mörderischen Hass auf den Menschen eingepflanzt, um durch die vom Menschen verursachte Zerstörung neue Materie zur Erzeugung neuer Lebensformen zu gewinnen.

Die grosse Frage ist nun, ob der Mensch der Natur gehorcht oder nicht. Die literarischen Protagonisten de Sades folgen ihr und reiben sich an diesem Joch, doch ohne sich wirklich gegen die Natur aufzulehnen. Diese Rebellion ist dem Leser vorbehalten – das liesse sich als eine

Der Mensch sehnt sich nach Lust und Ewigkeit, doch beschieden sind ihm Elend und Tod.

positive Botschaft aus den literarischen Mordorgien herauslesen. Diesen Widerstand gegen eine gleichgültige und mörderische Natur hat de Sade nirgendwo als Gesetz formuliert, diesen Weg muss jeder selbst finden.

— **Warum ist es Zeit für eine Neubewertung de Sades?** Es geht darum, Leben und Werk ins rechte Verhältnis zueinander zu setzen. Das läuft auf die Markierung einer Abzweigung, einer Bruchstelle hinaus. De Sade ist Literat, verbringt elfeinhalb Jahre am Stück hinter Gefängnismauern beziehungsweise im Irrenhaus und produziert Literatur, kunstvoll verfugte, vertrackt verschachtelte Texte. Die Protagonisten seiner Romane sind negative Ego-Entwürfe, das heisst, sie verkünden die philosophischen Basisüberzeugungen ihres Erfinders, um sie von einem bestimmten Punkt an gegen des-



sen Werte und Vorstellungen weiterzuentwickeln. Dieser Trennungspunkt zwischen Autor und Romangestalten ist da anzusetzen, wo die literarischen Ungeheuer die Pflicht zum Mord, möglichst Massenmord, aus dem Willen der Natur ableiten. Auch de Sade ist davon überzeugt, dass das die logische Konsequenz aus einer öden, sinnentleerten Existenz wäre und

dass dieser Zerfleischung des Menschen durch den Menschen kein menschliches oder göttliches und erst recht kein natürliches Gesetz entgegensteht. Doch hat er für sich die Freiheit reklamiert, umgekehrte Wege einzuschlagen.

Der Kardinalfehler bei der Beschäftigung mit de Sade besteht also darin, die Aussagen seiner literarischen Erfindungen als eine Art Ge-

brauchsanweisung für den Umgang mit Menschen anzusehen. Dabei ist fast durchgehend übersehen worden, dass diese fiktiven Monster zugleich Karikaturen sind, die de Sade als Sinnbilder seiner eigenen Verfolger und Kerkermeister modellierte. Sie unterscheiden sich von ihm durch ein entscheidendes Merkmal: ihre groteske Feigheit. De Sade aber war einer der todesmutigsten Offiziere seiner Zeit und definierte sich durch diese Ehre.

— **Hat de Sade uns heute etwas zu sagen?** Er warnt uns davor, uns Illusionen über den Menschen zu machen, etwa nach dem herzerquickenden, aber leider falschen Satz Rousseaus,

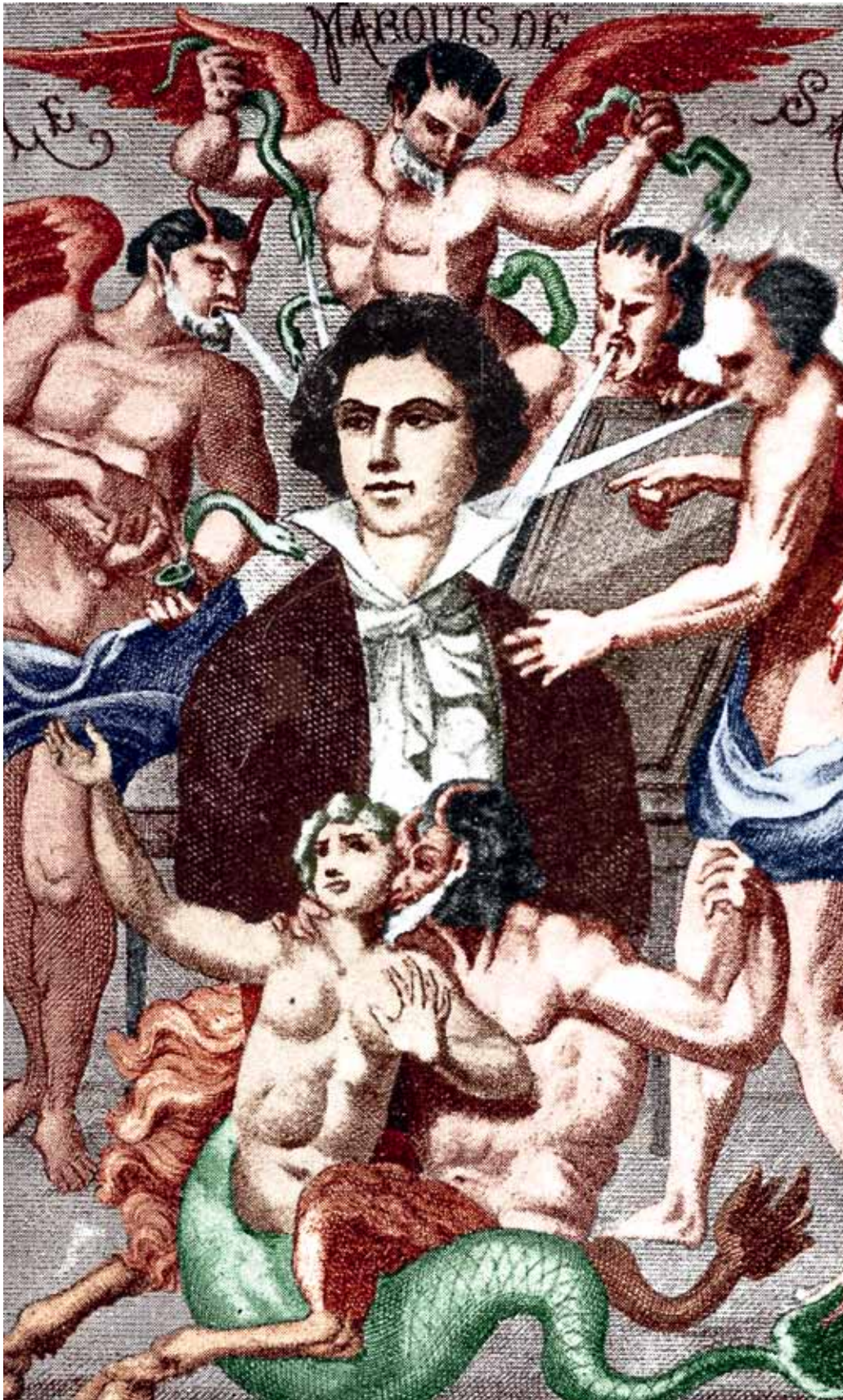
**Er lotet die äussersten Grenzen der Toleranz aus – ein Thema, das aktueller denn je ist.**

dass der Mensch von Natur aus gut sei und nur von der Gesellschaft deformiert werde. Für de Sade schlummert in jedem Menschen das Böse in seiner extremsten Potenz, und die Geschichte hat ihm mit KZ und Gulags im 20. Jahrhundert recht gegeben. Doch gibt es im Werk des berühmten Marquis auch überraschende Aufhellungen.

— **Wie kann man das Zerstörungspotenzial des Menschen ohne extreme Zwangsmassnahmen eindämmen?** Unter dieser Leitfrage hat de Sade in seinem vielleicht lesenswertesten Roman, «Aline et Valcour», im Zeichen der damals vorherrschenden Tahiti-Begeisterung eine Südsee-Utopie entworfen, die bei aller unterschwelligem Ironie die Lösung für ein Menschheitsproblem aufzeigen soll: wie die Gesellschaft mit Abweichung, auch in ihrer extremen Form, umgehen kann. De Sade lotet hier also die äussersten Grenzen der Toleranz aus, ein Thema, das heute aktueller denn je ist.

Kulturgeschichtlich betrachtet, ist de Sade einer der wirkungsmächtigsten Autoren überhaupt. Surrealisten wie Max Ernst und André Breton haben auf den schwarzen Humor, die Unwirklichkeit, oder besser: Überwirklichkeit, seiner Szenen abgehoben, zu Recht, aber auch einseitig. Feministinnen können sich auf de Sade insofern berufen, als er die Frau als das stärkere Geschlecht, triebhafter, mit stärkerer Libido, geschildert hat. Doch sind sie auch grausamer – de Sades Superschurken, Léonore in «Aline et Valcour» und natürlich Juliette, sind Frauen.

**Volker Reinhardt** ist Professor für Allgemeine und Schweizer Geschichte der Neuzeit an der Universität Freiburg. Kürzlich erschien von ihm «De Sade oder Die Vermessung des Bösen» (C. H. Beck).



**Fordert alle weltlichen und kirchlichen Autoritäten heraus:** Alphonse François de Sade.

# Entgegen allen Berufsregeln

Opfikon-Glattbrugg hat in den letzten fünfzig Jahren alle denkbaren Probleme erlebt. Ohne Krach ging es fast nie. Einer war immer mittendrin: Theophil Maag mit seinem *Stadt-Anzeiger*.

Von Karl Lüönd und Tanja Dermamels (Bild)

Da gründet einer eine Zeitung. Es ist 1955. Er nennt sie *Gemeinde-Anzeiger*, und eins will er auf keinen Fall machen, obwohl der Vater ein strenger Gewerkschafter ist: «eine politische Zeitung». Theophil Maag wird sein Versprechen nicht halten. 56 Jahre lang leitet er sein Blatt als patronaler Verleger und zeitweiliger Über-Chefredaktor. Etwa alle vier Jahre muss er um seine Existenz kämpfen, weil er ein unabhängiger Querkopf ist und sich bei den Rechten wie bei den Linken in seiner Gemeinde vorsätzlich unbeliebt macht. Die Einzigen, die zu ihm halten, sind seine Leserinnen und Leser sowie ein treuer Stamm von Anzeigenkunden.

Der Mann lebt nur für seinen Kleinbetrieb. Er heiratet spät, ruiniert seine Gesundheit. Er legt sich mit fast allen an, und manchmal hat er zu kratzen, damit er die Löhne bezahlen kann. Muss man verrückt sein, um freiwillig eine solche Existenz zu wählen? Man muss nicht, aber es hilft! Weil das Zeitungsgeschäft so launisch und die Existenz als Gemeindeverleger so unsicher ist, macht es Theophil Maag wie die grosse Publicitas. In aller Stille baut er sich ein zweites Standbein auf: Liegenschaften. Da ist immer etwas zu verdienen. Wir sind ja nicht irgendwo, sondern in Opfikon-Glattbrugg, an der Nahtstelle zwischen Zürich und Flughafen. Es handelt sich um eine der wachstumsstärksten Gemeinden der Schweiz, Ausländeranteil über 40 Prozent! Hier, im Oberhauserried, liegt der teuerste Boden der Schweiz, hier durchpflügt die Hochbahn eine Landschaft aus Konzernzentralen. Diese Gemeinde hat in den letzten fünfzig Jahren das volle Programm aller denkbaren Probleme erlebt. Fast nie ist es ohne Krach abgegangen. Einer war immer mitten drin: Theophil Maag.

## Unter dem Radar der Zürcher Grossverlage

Heute ist Theophil Maag 78 Jahre alt und schwer krank. Dreimal täglich kommt die Spitex. Aber er macht den Eindruck eines zufriedenen Mannes. Er ist mit sich selbst im Reinen, denn er ist lieber allen auf die Nerven gegangen, als sich zu verbiegen. Wenn er noch gehen kann, geht er aufrecht.

Ein anderer hätte in dieser Konjunktur aus dem kleinen Verlag – der Bruder übernahm die väterliche Druckerei, konnte sie aber nicht halten – ein kleines Wachstumswunder gemacht. Theophil Maag blieb in Opfikon-Glattbrugg und beschränkte sich bewusst auf diesen kleinen Kosmos. Eine Zeitlang gab er noch Katzen-

bücher heraus sowie Karten mit den Cartoons von Nico Cadsky seligen Angedenkens.

Mit dem kleinen Titel, der später *Stadt-Anzeiger* heissen sollte, flog Maag immer unter dem Radar der Zürcher Grossverlage und in steter Rivalität mit dem *Zürcher Unterländer*, den die bürgerlichen Dorfpolitiker als zweites offizielles Organ erzwingen, obwohl er in Opfikon nur wenige Abonnenten besass. Der gelernte Setzer Maag verwendete von Anfang an die gleichen Spaltenbreiten wie der *Tages-Anzeiger*, damit die Kunden die gleichen Klischees gebrauchen konnten. Ein gutmütiger Kollege falzte die dünne Zeitung gratis. Zu Beginn verteilte Maag das Blatt eigenhändig mit einem Angestellten. Es handelte sich um eine abonnierte Zeitung. Der Start-Tarif betrug Fr. 2.– im Halbjahr.

## Die Einzigen, die zu ihm halten, sind seine Leser sowie ein treuer Stamm von Anzeigenkunden.

Was Gemeindepolitik bedeutet, erlebte Maag am eigenen Leib, kaum dass er der Rekrutenschule entkommen war. Die erste grosse Auseinandersetzung war die Kreditvorlage von 74,3 Mio. Franken des Kantons für den Ausbau des Flughafens Zürich. Damit sollte der Eintritt ins Jet-Zeitalter finanziert werden. Der junge Verleger war Feuer und Flamme für Swissair und Flughafen. Ablehnende Stimmen druckte er nicht ab. Doch das Volk sagte nein zur Vorlage und genehmigte ein Jahr später eine auf 48 Mio. eingedampfte Version. Maag lernte: Manchmal haben auch die anderen recht. Seither hängt ihm der schöne Ruf der Unberechenbarkeit an.

Opfikon-Glattbrugg: In der Flughafengemeinde herrschten Wachstum und die frühe Bodenspekulation. Die grossen Storys der fünfziger Jahre – der Sputnik, Rock'n'Roll und so weiter – hinterliessen ihre Spuren auch im bescheidenen, textlastigen Blättchen. Fotos erschienen erst ab 1958 und in geringer Zahl. Das Blatt demonstrierte seine Unabhängigkeit. Es deckte die Strafmethoden einer (zu) strengen Lehrerin auf, befasste sich mit heissen Eisen wie der Beschädigung öffentlichen Eigentums, dem Fluglärm, den Verkehrsfragen. Dass ein Pfarrer kurz nach Amtsantritt wegen eines unehelichen Verhältnisses wieder aus dem Dienst scheiden musste, wurde auch nicht verschwiegen. Zugleich blieb der *Gemeinde-Anzeiger* aber amtliches Publikationsor-

gan mit einer Arbeitsteilung mit dem täglich erscheinenden *Zürichbieter*: Dieser brachte die Aktualitäten, der *Anzeiger* die weniger dringlichen Sachen. Maags *Anzeiger* wurde zu einer glaubwürdigen Quelle.

Entgegen allen Berufsregeln war der Verleger Theophil Maag durchaus einer jener Fotografen, die gern mit auf dem Bild waren. 1965 wurde er Präsident des FC Glattbrugg. Mit den Jahren wurde er zu einem Machtfaktor in der wachsenden Gemeinde. 1968 überschritt Opfikon-Glattbrugg-Oberhausen die 10 000er-Grenze und wurde zur Stadt. Das Blatt hiess jetzt *Stadt-Anzeiger* und konnte richtig Geld verdienen. Zeitweise erschien der *Anzeiger* gratis, dann wagte Maag aber den Schritt zur abonnierten Zeitung. Die Kosten! Maag leistete sich immer professionelle Redaktorinnen und Redaktoren. Sie halfen ihm, den Spagat zwischen amtlichem Publikationsorgan und kritischer, unabhängiger Lokalzeitung zu schaffen.

## Überzeugter Blocher-Anhänger

Legendär waren Maags Kämpfe gegen betriebliche Missstände beim lokalen Alters- und Pflegeheim. Das ging so weit, dass er die Menüpläne abdruckte und Insassen Tagebuch führen liess. 1986 liess er sich für den parteipolitisch neutralen Gemeindeverein in das Gemeindeparlament wählen, trat aber vier Jahre später nicht mehr zur Wiederwahl an. Seine Themen waren der Kampf gegen die Entwicklung zur Schlafstadt, gegen masslose Überbauung der Boom-Gegend zwischen Flughafen und Grossstadt. Die förderte er mit eigenem Geld nach Kräften. 1987 war der Spatenstich zum eigenen Geschäftshaus an prominenter Lage. Wer lebt denn ohne Widersprüche?

Seinem Gespür für die sozialen Entwicklungen und die politischen Klimmzüge in einer stark wachsenden Gemeinde mit auseinanderstrebender Geografie und mehrheitlich unverwurzelter Bevölkerung tat dies keinen Abbruch. Er führte schon 1981 eine wöchentliche italienischsprachige Seite ein, gab allen Parteien Raum, auch dem WWF und den Grünen, obwohl er sich mit fortgeschrittenem Alter als überzeugter Blocher-Anhänger outete.

Es ist ein Glück, dass das Leben von Theophil Maag mit grösster Genauigkeit und Übersichtlichkeit in einem Ende 2013 erschienen Buch dokumentiert ist. Der Historiker Kurt Humbel hat sich die Mühe gemacht, die Einzelheiten der maag'schen Kämpfe nachzuzeichnen. Ich



*Unabhängiger Querkopf:* Verleger Maag.

halte dieses Buch für eine sehr wichtige Quelle aus einer sonst beinahe unbeschriebenen Landschaft: derjenigen der kleinen Dorf- und Lokalzeitungen. Sie werden als «amtliche Publikationsorgane» von den gleichen Behörden und Verwaltungen gefüttert, über die sie kritisch berichten sollten. Noch nie sind die daraus er-

---

### Nicht jedem ist das kämpferische Gen eines Theophil Maag eingepflanzt worden.

---

wachsenden Widersprüche und Konflikte – ungeachtet der Parteizugehörigkeit – so klar beschrieben worden wie in diesem 250 Seiten starken Band, der spannend zu lesen ist.

Gäbe es in der Schweiz eine Medienforschung, die sich ausser um politische Korrektheit und akademisch definiertes «Niveau» auch um die wahren Dinge des täglichen Lebens kümmert, zum Beispiel um die Schauplätze, wo die direkte Demokratie im Nahkampf steht

– es würde am Ende eine gescheite Forschergruppe auf die Idee kommen, endlich einmal einen in der Praxis fahrbaren Verhaltenskodex und ein integriertes Verlagsmodell zwischen Gemeinwesen und Lokalpresse zu entwickeln. Gemeinden sind ja zur Publikation vieler öffentlicher Dinge verpflichtet. Aber wie soll das geschehen? Gibt es ein praktikables System? Wer darf was fordern? Welche Schlichtungsmethoden sind im Streitfall denkbar?

Einer von Theophil Maags wichtigsten Mitarbeitern im Laufe seiner Jahrzehnte war der Anwalt Walter Hagger, der ihn immer wieder herausgehauen hat, wenn in Opfikon-Glattbrugg die Beamten und Gemeindevorsteher zu dreist wurden und ihn gegen den allgegenwärtigen, wirtschaftlich viel stärkeren Konkurrenten auszuspielen versuchten. Das habe ihn im Lauf der Jahre eine sechsstelligen Summe gekostet, verrät Theophil Maag seinem Biografen Kurt Hummel. Es sieht so aus, als habe es sich gelohnt. Aber nicht jedem ist das kämpferische Gen eines Theophil Maag eingepflanzt worden.

Das Schöne ist, dass Maags Geschichte ein Happy End hat. 2011 hat er seinen Verlag zu einem anständigen Preis an die Lokalinfo AG Zürich verkaufen können, nachdem ihm seine politischen Feinde – diesmal von links – zum letzten Mal und abermals erfolglos Schaden zufügen wollen. Einmal mehr entschied das Volk an der Urne zugunsten der unabhängigen Zeitung und gegen den Machtanspruch der Funktionäre, und erst noch brutal deutlich.

Die Lokalinfo AG gehört dem Auto-Importeur und früheren SVP-Nationalrat Walter Frey, der einen zehn Lokaltitel umfassenden Anzeigenverbund aus teils selbstständigen Lokaltiteln aufgebaut hat. Diese funktionieren – ausser als erwünschtes politisches Gegengewicht – mit einer wöchentlichen Grossauflage von 180 000 Exemplaren auch als kleiner, aber wirksamer Stachel gegen die Anzeigen-Preisdiktatur der Grossverlage im Raum Zürich.

**Kurt Hummel:** Theophil Maag – Zeitungsmacher aus Leidenschaft. Edition Leu, 8152 Glattpark

## Top 10

### Knorr's Liste

1	Class Enemy	★★★★★
	Regie: Rok Bicek	
2	Boyhood	★★★★★
	Regie: Richard Linklater	
3	Monsieur Claude und seine...	★★★★☆
	Regie: Philippe de Chauveron	
4	Guardians of the Galaxy	★★★★☆
	Regie: James Gunn	
5	Die andere Heimat	★★★★☆
	Regie: Edgar Reitz	
6	Maps to the Stars	★★★☆☆
	Regie: David Cronenberg	
7	Lucy	★★★☆☆
	Regie: Luc Besson	
8	Dawn of the Planet of the Apes	★★★☆☆
	Regie: Matt Reeves	
9	Jimmy's Hall	★★★☆☆
	Regie: Ken Loach	
10	Der Koch	★★★☆☆
	Regie: Ralf Huettner	

### Kinozuschauer

1 (-)	Hercules: 3-D	13 724
	Regie: Brett Ratner	
2 (1)	Guardians of the Galaxy	13 568
	Regie: James Gunn	
3 (-)	Qu'est-ce qu'on fait au Bon Dieu?	12 730
	Regie: Philippe de Chauveron	
4 (2)	Lucy	8 639
	Regie: Luc Besson	
5 (3)	The Expendables 3	5 075
	Regie: Patrick Hughes	
6 (-)	Der Koch	4 354
	Regie: Ralf Huettner	
7 (6)	22 Jump Street	2 900
	Regie: Phil Lord / Christopher Miller	
8 (7)	Step Up All In	2 516
	Regie: Trish Sie	
9 (5)	The Hundred Foot Journey	2 152
	Regie: Lasse Hallström	
10 (4)	Hectors Reise (...)	1 998
	Regie: Peter Chelsom	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	Noah (Rainbow)
2 (1)	Divergent (Ascot Elite)
3 (2)	The Return of the First Avenger (Disney)
4 (-)	Sabotage (Impuls)
5 (3)	The Lego Movie (Warner)
6 (4)	Transcendence (Ascot Elite)
7 (5)	Die Schadenfreundinnen (Fox)
8 (-)	Vaterfreuden (Warner)
9 (6)	The Grand Budapest Hotel (Fox)
10 (7)	300: Rise of an Empire (Warner)

Quelle: Media Control



Hiroshima dunkel ahnend: «The Wind Rises».

### Kino

## Magischer Himmel

Der japanische Zeichentrick-Meister Hayao Miyazaki verabschiedet sich mit dem umstrittenen Fliegertraum «The Wind Rises» aus dem Filmgeschäft. Von Wolfram Knorr

Mit peniblem Bedacht formt er sein Bildergut und schafft eine Welt, die seltsam schwerelos zwischen äusserer und innerer Wirklichkeit zu hängen scheint. Während Disney ein kindliches Universum schuf, mutet sein grosser Antipode, der Japaner Hayao Miyazaki, den Kindern die Konfrontation mit einer erwachsenen Wirklichkeit der Albträume, Erdbeben, Bombenkriege zu, die zugleich aber auch voller Verlockungen, Schönheit und Ausgelassenheit ist. Seine abendfüllenden Zeichentrickfilme – die Handarbeit gehört, fern von allen Computerzaubereien, noch immer zu seiner Arbeitsweise – sind magische Sehnsuchtstrips voll heiterer Melancholie. Das 12. Internationale Festival für Animationsfilm in Baden widmete sich nicht nur Miyazaki, sondern überhaupt der japanischen Animationskunst. Leider findet diese angesichts hollywoodscher Turbo-Feixereien à la «How to Train Your Dragon» hierzulande nicht die Anerkennung, die sie verdient.

In Baden hatte auch jener Film Premiere, der nun in die Kinos kommt und in Japan zu heftigen Kontroversen in allen politischen Lagern führte: «The Wind Rises». Miyazaki erzählt darin von dem wunderbaren und unschuldigen Kindertraum, zu fliegen, der Schwerkraft ein Schnippchen zu schlagen. In vielen seiner Werke ist das ein immer wieder-

kehrendes Motiv. Hier aber ist der Träumer Jiro Horikoshi (1903–1982), eine japanische Legende, der Pionier, der das Kampfflugzeug «Model Zero» konzipierte und Japans Luftwaffen-Kampfkraft erheblich steigerte. Miyazaki schildert den Lebensweg Jiros vom kindlichen Träumer bis zum stolzen Konstrukteur. Zugleich prägen dessen Vita auch Katastrophen wie Erdbeben und Brände, die ihn wie Albträume umtreiben, Hiroshima dunkel ahnend.

Miyazaki, der das einflussreiche Ghibli-Studio aufbaute, 2003 für sein Meisterstück «Chihiros Reise ins Zauberland» einen Oscar erhielt, war für Überraschungen immer zu haben. Mit «The Wind Rises», seinem Geschenk zum Abschied aus dem Filmgeschäft, ist ihm das besonders irritierend gelungen. Ist das nun ein Antikriegsfilm oder nicht? Zu viel verkläre er, warf ihm die Linke vor, und die Rechte reagierte konsterniert, weil sich Miyazaki gegen den Ausbau des Militärs aussprach. Tatsächlich ist sein Held Jiro als Kriegsheld – ein wenig «Kleiner Prinz» und Akira – schwer zu fassen, auch wenn sein Zero-Kampfflieger gefeiert wird. Im Sinne des Schöpfers ist das aber durchaus – denn alle seine Figuren heben sich vom Klischee der Animationsfilmfiguren ab. Das macht sie so reizvoll.

Der 73-jährige Miyazaki bosselte mit seiner Handarbeitsethik und grossem Team fünf Jahre am Film. Nicht nur die Vielzahl von

Einzelbildern beanspruchte die Zeit, sondern auch die aufwendigen Hintergrundzeichnungen. Das klassisch hergestellte Bildergut gibt seinem Œuvre die Wirklichkeits-Magie. Es sind Filme satten Lichts und satter Farben – nirgendwo finden sich so weisse, bauschige Wolken an einem Himmel, der federleicht den Raum in einer Schwebel hält, als wäre die Welt eine zarte Tuschzeichnung. ★★★★★

## Weitere Premieren

**Railway Man** — Eric Lomax (Colin Firth) ist ein zwangsneurotischer Eisenbahnfanatiker. Patricia (Nicole Kidman), die ihn auf einer Zugfahrt kennenlernt, findet das amüsant, doch erst als Ehefrau erfährt sie, dass es sich um eine posttraumatische Psychose aus dem Krieg handelt. In Singapur geriet er in japanische Gefangenschaft und wurde beim Bau einer Eisenbahnlinie über den River Kwai grausamen Torturen ausgesetzt. Weil er mit Kameraden heimlich ein Radio bastelte, wurde er bestialisch gefoltert und kann nun mit seiner Frau nicht darüber reden. Leider krampft Regisseur Jonathan Teplitzky ständig um Bedeutung, bibbernde Ergriffenheit, die grosse psychologische Geste, die jede emotionale Anteilnahme wegdrängen. David Leans Klassiker «The Bridge on the River Kwai» (1957) mit Alec Guinness als Folteropfer bleibt bis heute ergreifender. ★★★★★



Eisenbahn-Fanatiker: «Railway Man».

## Fragen Sie Knorr

Stimmen Sie den Kritiken von Wolfgang M. Schmitt auf [www.die-filmanalyse.de](http://www.die-filmanalyse.de) mehrheitlich zu? Ist er vielleicht sogar der bessere Kritiker als Sie? A. V., per E-Mail



Es ist ja vielleicht blamabel, aber ich habe, bevor Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben, von der Existenz eines Filmkritikers namens Wolfgang M. Schmitt keine Ahnung gehabt. Einen Über- und Durchblick bezüglich all denen, die sich in diesem Metier im Internet tummeln, habe ich nicht einmal

**Il capitale umano** — Der Immobilienmakler Dino (Fabrizio Bentivoglio) wanzelt sich über seine Tochter Serena (Matilde Gioli) an den erfolgreichen Finanzspekulanten Giovanni Bernaschi (Fabrizio Gifuni) heran, weil die mit dessen Filius Massimiliano (Guglielmo Pinelli) eine heisse Romanze hat. Geblendet vom Luxus der Bernaschis, investiert Dino sein Vermögen in



Fellineske Verve: «Il capitale umano».

die Geschäfte des aalglatten Giovanni – und verliert alles, auch die gesellschaftliche Achtung. Paolo Virzis Romanverfilmung über den Tanz ums Geld, die Ellenbogenmentalität und dekadente Extravaganzen wird mit fellinesker Verve aus verschiedenen Perspektiven erzählt. Die Blickwinkel sind nicht nur dramaturgisch glänzend verzahnt, sondern schaffen auch Komplexität. Vom schnittigen Fondsmanager Bernaschi, der trotz hemmungsloser Spekulationen immer wieder auf die Füsse fällt, über seine Gattin Carla (Valeria Bruni Tedeschi), die sich kulturell einzubringen versucht und vom eigenen Gatten hinters Licht geführt wird, über den finanzhörigen Lurch Dino, der die elitären Rituale der Reichen nicht kapiert, aber sich ihnen mit schleimigem Grinsen anpassen versucht, bis zum jugendlichen Nachwuchs, der das Highlife will und böse abstürzt. Schon lange kam aus Italien nicht mehr eine so souveräne Gesellschaftskritik. Mit sieben «David di Donatello»-Auszeichnungen, Italiens Filmpreis, zu Recht prämiert. ★★★★★

annähernd. Ich surfe selten im Netz und kann deshalb nicht sagen, ob ich Herrn Schmitt entweder mehrheitlich zustimme oder der weniger wichtige Filmkritiker bin. Habe mich aber auf Ihre bedrohliche Alternative hin sofort kundig gemacht und mir ein paar von Schmitts Filmanalysen reingezogen. Weshalb ich jetzt mit Fug und Recht sagen kann: Sein getragener Zwirn ist auf jeden Fall ein anderer als der meine.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: [knorr@weltwoche.ch](mailto:knorr@weltwoche.ch)  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Rechtfertigung auf Vorrat

Von Rico Bandle

Mit dem Selbstbewusstsein der Verantwortlichen für den «Tatort» beim Schweizer Fernsehen steht es nicht zum Besten. Neuerdings rechtfertigen sie sich für ihre in der Vergangenheit oft kritisierten Folgen schon vor der Ausstrahlung.

So war letzten Samstag auf srf.ch ein eigentümlicher Artikel unter dem Titel «Die liebe Mühe der Deutschen mit dem Schweizer <Tatort>» zu lesen. Ein «<Tatort>-Forscher» erklärte, weshalb die



«Zu subtil»: Schweizer «Tatort».

Schweizer Folgen in Deutschland so schlecht ankämen. Schuld sei neben der Synchronisierung ins Hochdeutsche die «schwierige Charakterzeichnung» von Kommissar Flückiger und dass «der Schweizer <Tatort> zum Teil zu subtil für den Massengeschmack der deutschen Zuschauer» sei. Jetzt wissen wir es endlich: Nicht die schwachen Drehbücher oder der blasse Kommissar sind das Problem, nein, der Schweizer «Tatort» ist zu schwierig und zu subtil für die Deutschen!

Am nächsten Tag zeigte sich dann: Ausgerechnet diesmal wäre eine Rechtfertigung nicht nötig gewesen. Die thrillerartige Folge im Bankenmilieu war gut gemacht, mit Tempo geschnitten und inszeniert. Ein kleiner Einwand. Am Schluss hatten alle Dreck am Stecken: die Banken ebenso wie die Behörden, der durchgeknallte Datendieb ebenso wie die deutschen Steuerhinterzieher. Das ist der Kompromiss, den man eingehen muss, wenn man niemandem allzusehr auf die Füsse treten will.

**Tatort:** Verfolgt. Regie: Tobias Ineichen. Sonntag, 7. August, 20.05 Uhr, SRF 1.

# Der Hausherr am Schlagzeug

Sommerfest der *Weltwoche* im Zürcher Restaurant «Terrasse».  
 Von Hildegard Schwaninger



Fast schon Tradition: «Terrasse»-Patron Bindella, *Weltwoche*-Chef Köppel.

Im Restaurant «Terrasse», direkt an der Limmat, wurde das Sommerfest der *Weltwoche* gefeiert. Fast schon traditionell, es fand zum zweiten Male statt. Die Sonne schien; es war ein herrlicher Abend: Herausgeber und Chefredaktor **Roger Köppel** stand am Eingang und begrüßte jeden Gast persönlich. Mitarbeiter, Freunde und Geschäftspartner waren geladen. Sie wurden grosszügig bewirtet, mit gutem Wein und Flying Dinner. Dichtes Gedränge auf der Terrasse, ehe man sich ins Restaurant begab, wo Köppel eine Rede hielt. **Rudi Bindella**, Hausherr im «Terrasse», sagte ein paar Grussworte, ehe er seinem Kollegen **Chris von Rohr** das Mikrofon überliess. Der Hardrockeur outete sich als Köppel-Fan und verlieh der Redaktion eine Platin-Schallplatte, die er selber angefertigt hatte. Bindellas Kollege? Ja, Bindella spielt auch Schlagzeug und singt; beim *Weltwoche*-Fest spielte er mit seiner Band Les Moby Dicks. Das «Terrasse» war ein einziger Tanzboden. Als grosser Tänzer entpuppte sich Star-Chirurg **Cédric George** (Klinik Pyramide am See); vor allem beim Rock'n'Roll ist er stark. Seine Freundin, Blumenfrau **Susanne Wismer**, war auch da.

Unter den Gästen diverse Politiker: der Verkehrsstrategie des Zürcher Stadtrats, **Filippo Leutenegger**, die Nationalräte **Thomas Matter**, **Hans-Peter Portmann**, **Alfred Heer** und FDP-Frauen-Generalsekretärin **Claudine Esseiva**. Das Gros der Gäste aber waren – angereichert mit ein

paar hübschen Frauen und smarten Männern aus der Werbe- und PR-Branche – Autoren und Publizisten. Erstaunlich, wie viele Bestsellerautoren da waren. **Rolf Dobelli**, ein guter Freund von Köppel, seit Jahren *on top of the bestseller list* auch in Deutschland mit «Die Kunst des klaren Denkens», «Die Kunst des klugen Handelns». **Matthias Matussek**, der nach 25 Jahren beim *Spiegel* heute Autor der *Welt* ist; drei seiner Bücher wurden Bestseller: «Die vaterlose Gesellschaft», «Wir Deutschen», «Das katholische Abenteuer». Ebenfalls dabei war der renom-



**Susanna Erb von Cartier**, Sängerin **Nubya**.

mierte *Spiegel*-Kolumnist **Jan Fleischhauer** (Bestseller: «Unter Linken»), **Güzin Kar**, Schriftstellerin («Ich dich auch», «Leben in Hormonie») und Filmregisseurin, hat mit dem Dreh-

buch «Die wilden Hühner» einen Erfolg gelandet. *Persönlich*-Chefredaktor **Matthias Ackeret** war mit seiner neuen Flamme (auch schon ein Jahr!) **Susanne da**: auch er Bestsellerautor («Das Blocher-Prinzip», «Der Hammermann», «Elvis»); und **Martin Meyer**, Feuilletonchef der NZZ, landete mit seiner Albert-Camus-Biografie keinen Bestseller, erhielt aber viele Lorbeeren. **Roger Schawinski** war mit seiner Autobiografie lange auf der Bestsellerliste, mit der *Weltwoche* verbindet ihn der wöchentliche Schlagabtausch «Roger gegen Roger» auf Radio 1.

An diesem Abend im «Terrasse» war definitiv eine Art Intelligenzija der Schweiz vertreten. Auch **Chris von Rohr** hat Bücher geschrieben («Hunde, wollt ihre ewig rocken», «Bananenflanke») und meldet sich immer wieder als Kolumnist (auch in der *Weltwoche*) zu Wort. Der Publizist **Karl Lüönd**, Chefredaktor von *Jagd und Natur*, hielt vermutlich mengenmässig den Rekord: Er hat über dreissig Sachbücher verfasst. 2007 wurde er für sein Gesamtwerk mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Er war mit seiner Lebensgefährtin **Esther Scheidegger** da. Die beiden sind seit bald zwei Jahren ein Paar.

Auch die Mode- und Luxusbranche war vertreten: **Hugo-Boss**-Chef **Volker Herre** (die neu umgebaute Boutique an der Bahnhofstrasse eröffnet am 2. Oktober), **René Beyer** von Chronometrie Beyer, **Susanna Erb** von Cartier, Fotografin **Adriana Tripa** (begleitete den Journalis-



**Andreas Thiel**, **Jan Fleischhauer**, **Peter Hänsele**.

ten **Jürg Zbinden**). Aus dem Showbusiness sah man **Freddy Burger** (mit neuer Freundin **Isabella Recker**), die Sängerin **Nubya**, Kabarettist **Andreas Thiel** (der mit der Irokesenfrisur), Eventmanager **Schoscho Rufener**. Den Sport vertrat Fifa-Experte **Guido Tognoni**. Ex-GC-Präsident **Fritz Peter** (auch er schreibt: *Aperçus* und *Leserbriefe*) war mit seiner Frau **Edelgard** da, mit der er seit fünfzig Jahren verheiratet ist. Financier **Martin Ebner** war mit seiner Frau **Rosmarie** da, ebenfalls ins «Terrasse» kam *Swisscanto*-Geschäftsführer **Gérard Fischer**. Gratulieren durfte man der Feuilletonistin **Danièle Muscionico**: Sie hat gerade geheiratet.

## Im Internet

www.schwaningerpost.com

# Halbe Sachen

Die Hausfrau und Mutter Jessica Brown, 32, und der kaufmännische Angestellte Robert Foster, 34, haben zusammen 240 Kilogramm abgenommen.



«Die Augen strahlen wieder»: Paar Foster-Brown.

**Jessica:** Wenn wir uns Bilder von früher ansehen, können wir nicht glauben, dass wir einmal so ausgesehen haben: aufgedunsen und irgendwie eklig. Mein Mann wog beinahe 250 Kilogramm, ich selbst brachte rund 140 Kilogramm auf die Waage. Wir sahen beide mehr als zehn Jahre älter aus, als wir in Wirklichkeit waren.

**Rob:** Mich nannten sie im Ort nur noch den «fetten Jungen». Mir war es egal, denn das Essen war mir wichtiger als alles andere. Machten die anderen blöde Sprüche, entgegnete ich: «Ich musste meine Magersucht überwinden.» Natürlich waren die schlechten Essgewohnheiten schuld an unserem Aussehen und den gesundheitlichen Problemen. Wir assen jeden Tag frittiertes Fleisch, viel Brot und tranken Süssgetränke. Nur schon der Gedanke an Bewegung verursachte bei mir körperliche Beschwerden. Unsere vier Töchter sind alle total süß und normalgewichtig. Wir wussten aber, dass es eine Frage der Zeit ist, bis auch sie dick und krank werden, weil wir ein schlechtes Beispiel abgaben. Als ich nicht mehr mit ihnen spielen wollte, weil ich kaum vom Sofa hochkam, fühlte ich mich extrem schlecht und ass doch einfach weiter.

**Jessica:** Die Mädchen wussten nicht einmal, wie eine Birne aussieht, dafür kannten sie die

Menü-Karten aller Fast-Food-Restaurants im Ort auswendig. Kurz vor meinem dreissigsten Geburtstag kam ich zum Schluss: Wenn Essen das einzige Vergnügen in meinem Leben ist, läuft etwas falsch. Ich besuchte eine Tanzklasse und verlor innert weniger Wochen zwanzig Kilogramm. Das Essen stellte ich komplett um. Ich begann, frische Lebensmittel zu kochen, und verzichtete immer mehr auf Fleisch. Rob bearbeitete ich so lange, bis er einen ersten Spaziergang mit mir unternahm.

**Rob:** Ein Jahr später bestritten wir unseren ersten Fünfkilometerlauf und hielten eisern an einem Diätplan fest. Heute ernähren wir uns vegan und praktisch fettfrei, Jessie geht dreimal in der Woche zum Fitness und ich ins Training. Soeben absolvierten wir unseren ersten Zehnkilometerlauf. Ob wir unsere Neurosen einfach umgelenkt haben und heute ebenso obsessiv schlank sein wollen, wie wir früher alles daransetzten, dick zu sein, ist irgendwie unwichtig.

**Jessica:** Die Resultate zählen: dass wir mit den Kindern wieder etwas unternehmen können, weniger müde und erschöpft sind und sich der allgemeine Gesundheitszustand verbessert hat. Meinen Mann liebte ich auch in seinen schwersten Zeiten. Aber heute finde ich ihn auch wieder attraktiv. Dass wir alles zusammen geschafft haben, war besser als jede Ehetherapie.

**Rob:** Meine Frau nahm in der Zwischenzeit achtzig Kilogramm ab und sieht heute wie ein junges Mädchen aus: Sogar die Gesichtszüge haben sich verändert, und die Augen strahlen auch wieder. Auf dem Weg in ein schlankes, neues Leben gab ich meinen verhassten Job auf und nahm ein Studium auf: Heute wiege ich knapp neunzig Kilogramm und sehe mich auch wieder im Spiegel an.

**Jessica:** Viel abnehmen braucht Zeit. Man soll in kleinen Schritten vorwärtsgehen, damit es ein nachhaltiger Erfolg wird. Ich selbst bin von meinem absoluten Traumgewicht nur noch wenige Kilogramm entfernt und mache weiter.

Protokoll: Franziska K. Müller

# Pfadiübung

Von Andreas Thiel — Didier zu Hause im Lager der anderen.



**Burkhalter:** He! Was macht ihr in meiner Küche?

**Pfadfinder:** Würden Sie mir bitte sagen, wo die Dusche ist? Dieser Kessel passt nicht in die Geschirrspülmaschine.

**Burkhalter:** Unten am Flur. Aber was machen all die Kinder in meinem Bad?

**Pfadfinder:** Duschen. Wehe, Sie lassen sich dabei ertappen, wie Sie einem von uns beim Duschen zuschauen. Dann zerren wir Sie vor den Europäischen Menschenrechtsgerichtshof.

**Burkhalter:** Das ist ja die Höhe! Und was sollen all die Zelte in meinem Garten? Verschwindet hier! Das ist ein Privatgrundstück und kein Campingplatz!

**Pfadfinder:** Der Standort unseres Lagerplatzes ist nicht verhandelbar.

**Burkhalter:** Aber ihr könnt doch nicht einfach in meinem Garten zelten ...

**Pfadfinder:** Wieso nicht? Das Sommerlager ist ein Grundpfeiler unseres Pfadilebens.

**Burkhalter:** Aber können wir denn nicht erst einmal in aller Ruhe darüber reden, bevor ihr euch hier ausbreitet?

**Pfadfinder:** Es gibt nichts zu bereden. Also hören Sie auf, sich zu beschweren. Zudem haben wir seit Jahren ein grosses Loch in der Lagerkasse. Wenn Sie uns also ein paar Hunderttausend Franken geben, dann werden wir dem eventuell eine symbolische Bedeutung beimessen.

**Burkhalter:** So viel Geld?

**Pfadfinder:** Wir sind eine Non-Profit-Organisation. Die Pfadi steht allen offen, und die Lager sind gratis. Irgendjemand muss das also finanzieren. Und da Sie einen so schönen Garten haben, haben wir gedacht, Sie haben sicher Geld.

**Burkhalter:** Na, wenn ihr nicht verhandeln wollt, was bleibt mir denn anderes übrig, als zu bezahlen? Ich kann ja Steuergelder verwenden ...

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## A Trip to Paradise

Von Peter Rüedi



Falls Sie mal zufällig in der Gegend sein sollten: L'Ormarins, der Sitz von Anthonij Rupert Wines, liegt, grob gesagt, westlich von Franschhoek (in Richtung Stellenbosch) und unmittelbar *east of Eden*. Südafrika ist zwar weit weg und, leider, in mancher Hinsicht gar kein Paradies; hier aber, in der Kap-Region, sieht es zum Verwechseln wie eines aus. Auch und vor allem, was den Weinbau angeht. Das Klima ist, entgegen den Vorstellungen, die wir uns davon machen, nahezu ideal, kühler jedenfalls, dank des von der Antarktis herziehenden Benguelastroms, und gut gelüftet durch die Winde von den nahe gelegenen Küsten in West und Ost. Sozusagen mediterran, würde ich sagen, wenn das nicht schon wieder eine unangemessen eurozentrische Sicht der Dinge wäre. Die Bilder von L'Ormarins Estate mit seinen sich aus der Ebene an die pittoresken Berghänge hochziehenden Reben sind jedenfalls so atemberaubend, dass ich, der ich geschworen habe, keinen Flug über mehr als drei Stunden mehr anzutreten, zu diesem *trip to paradise* versucht wäre. Gäh's nicht das Konzentrat dieses einzigartigen Genius Loci, darunter eben die Weine aus dem önologischen Nachlass von Anthonij Rupert. Der baute als jüngster Sohn des menschenfreundlichen Tycoons Anton Rupert (Apartheidgegner, Kunstmäzen und u.a. ein Mitbegründer des WWF) die *winery* zu einem Unternehmen von grosser Klasse auf. Nach dessen frühem Tod 2001 wird sie heute von seinem Bruder Johann geleitet, der nicht ganz nebenher auch noch Chef des Luxusgüterunternehmens Richemont und als solcher einer der reichsten Schweizer ist. Was subito zu vergessen ist, wenn wir eine Flasche des fabelhaft evidenten 2010er «Anthonij Rupert Optima» im Glas vor uns haben, eine Cuvée aus einem Bordeaux-Satz (Cabernet Franc und Sauvignon, Merlot, Petit Verdot): eine pflaumige schwarze Fruchtpracht mit ein paar abgründigen Noten wie Tabak oder Lakritze. Voll, rund, nachhaltig. Und eine Flasche fürs Arbeitnehmerbudget dazu. Kein Wein von nebenan, zugegeben. Aber zu schön, um nicht für einmal so was wie die Transport-Ökobilanz zu vergessen.

**Anthonij Rupert Optima 2010.** 13,5 %. Amberg, Herrliberg (S & A Selection GmbH). Fr. 21.–

## Mein Espresso

Welche Kaffeemaschine setzt man am besten wo ein? Eine persönliche Geräte-Biografie. Von David Schnapp



*Geschenk von Vater:* Espressokocher von Alessi.



*Maschine mit italienischer Seele:* Rocket R58.

**V**orbemerkung: Dies ist eine Geräte-Biografie, eine chronologische Abfolge von Zubereitungsmethoden, verteilt auf etwas mehr als zwanzig Jahre. Lange trank ich Kaffee, den ich in einem Espressokocher von Alessi zubereitete, den mir mein Vater zum Gebrauch überlassen hatte. Die erste elektronische Maschine war ein Francis Francis von Amici in Babyblau, den man wahlweise mit frischem Pulver oder mit sogenannten Pads betreiben konnte. Die Maschine hält sich seit über fünfzehn Jahren. Ich habe sie mittlerweile innerfamiliär weitergegeben, denn nun sollte es eine richtige Espresso-Maschine aus Italien sein: Mit professioneller Brühgruppe, Kupferkessel und so weiter. Fast zwei Jahre lang las ich mich durch Internetforen, besuchte Händler im In- und Ausland, sprach mit Experten – ich wollte keinen Fehler machen. Schliesslich kaufte ich mir eine 17 Kilo schwere Brugnetti Simona Top und eine ECM-Mühle. Es war der Beginn eines neuen Espressozeitalters. Gerösteter Kaffee setzt über tausend verschiedene Aromastoffe frei, aber es braucht eine gewisse Technik, um den Breitwandgeschmack zu entfesseln.

Die Brugnetti bereitete zuverlässig Hunderte von Espresso, Macchiatos und Cappuccinos zu, kam regelmässig in den Service und wurde kürzlich aus Alters- und Fortschrittsgründen ersetzt: In der Küche macht sich ein neues Dream-Team breit: eine Rocket R58 aus Mai-



*Hält sich seit 15 Jahren:* Francis Francis von Amici.



*Zuverlässige Büropartnerin:* Saeco-Vollautomat.

land und eine Mazzer-Mühle. Diese Kombination empfehle ich uneingeschränkt weiter, ausserdem die Esspressomischungen «Espresso Classico» von Stoll sowie von Black & Blaze, zwei Kaffeeröstereien aus Zürich.

### Der Büro-Kompromiss

Eine Maschine mit italienischer Seele wie die Rocket ist nicht nur teuer, sie braucht auch Pflege, sie will gereinigt, poliert und entkalkt werden. Der perfekte Espresso braucht – wie die meisten schönen Dinge – einen gewissen Aufwand, der im Büro schnell zu gross wird. Deshalb drängte sich hier ein Kompromiss auf. Nun steht bei der Arbeit ein Saeco-Gran-Baristo-Vollautomat, der «achtzehn verschiedene Heissgetränke zubereitet». Durch die Einstellmöglichkeiten (Temperatur, Kaffeemenge etc.) erzielt man mit der richtigen Bohne ein sehr ordentliches Ergebnis. Nachteil: Die Saeco sondert einen sehr feuchten «Kaffeekekuchen» ab. So sammelt sich im Auffangbehälter Wasser, das gern überschwappt. Abgesehen davon ist die Saeco eine zuverlässige Büropartnerin, die man als anspruchsvoller Espresso-Trinker schätzt.

**Espressomaschine Alessi**, ab Fr. 119.–, [www.alessi.ch](http://www.alessi.ch)  
**Francis Francis**, ca. Fr. 700.–, [www.amici.ch](http://www.amici.ch)  
**Rocket R58**, ca. Fr. 2690.–, [www.rocket-espresso.it](http://www.rocket-espresso.it)  
**Mazzer Mini Electronic Mod. A**, ca. Fr. 1090.–  
[www.mazzer.com](http://www.mazzer.com)  
**Saeco Gran Baristo HD8966**, Fr. 1999.–  
[www.philips.ch](http://www.philips.ch)





Auto

## Wildes Japan

Er ist der Traum junger Männer mit Benzin im Blut, er ist schnell und günstig zu haben: der Subaru WRX. Von David Schnapp

**E**in Name, den vermutlich nur Japaner halbwegs geschliffen aussprechen können: Subaru WRX STI AWD. Eine Form, die längst den Status der Ikone erreicht hat: grundsätzlich eine fünftürige Limousine, aber mit mächtigem Luftzufuhrstutzen auf der Fronthaube, Lufteinlässen an der Seite, Heckdiffusor und vier dicken Auspuff-Endrohren sowie wahlweise einem Spoiler von der Grösse eines Wandregals auf dem kurzen Kofferraumdeckel. Mein Testwagen hatte leider keinen solchen Spoiler, was ich anfänglich etwas bedauerte. Aber Subaru-Kenner hatten mir versichert, das Leben im

WRX STI AWD sei angenehmer ohne den grossen Flügel. Ansonsten würde man ständig von vermeintlich Gleichgesinnten zu Geschwindigkeitsvergleichen herausgefordert, was selbst gesetzestreue Familienväter mit der Zeit aus der Ruhe bringen kann.

Denn der muskulöse Subaru, inklusive Fahrer 1615 Kilogramm schwer, ist der Traum junger Männer mit Benzin im Blut, die wahlweise auch Autos wie den Golf R (*Weltwoche* 36/2014), einen Mitsubishi Lancer Evolution oder einen Opel Astra OPC begehren, welche im Vergleich mit dem Subaru aber geradezu dezente Erscheinungen sind. Aber wer es gerne sportlich, ruppig und schnell mag, ist mit dem WRX gut unterwegs.

### Subaru WRX STI AWD

Leistung: 300 PS, Hubraum: 2457 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 255 km/h  
Preis: ab Fr. 44 900.-; Testwagen Fr. 54 100.-



### Star der Rallye

Angetrieben von einem Vierzylinder-Boxermotor – eine Kernkompetenz des Herstellers Subaru – und ausgestattet mit einem straffen Sechsgang-Schaltgetriebe sowie einem leistungsstarken Allradantrieb, ist die japanische Limousine eine ziemlich potente Fahrmaschine. Das 2,5-Liter-Aggregat mit Turbo-

aufladung entwickelt 300 PS und 407 Nm, wobei sich das Motormapping, das Leistungsentfaltung und Gasannahme regelt, verstellen lässt. Die Einstellungen heissen I (Intelligent), S (Sport) und S# (Sport Sharp) und machen den Wagen stufenweise giftiger.

Dass das Auto in seiner Geschichte der Star mancher Rallye war, merkt man nicht nur dem knochentrockenen Fahrwerk und der Lenkung, mit der man trotz Servounterstützung richtig arbeiten muss. Zusätzlich kann im jugendlichen Leichtsinne auch noch das Differenzial sechsstufig verstellt werden, um die grundsätzlich symmetrisch verteilte Kraft zwischen Vorder- und Hinterachse nach Wunsch zu verschieben. Gebe man mehr Kraft nach hinten und stelle das ESP stufenweise aus (Normal, Traction, Off), könne man fein durch Kurven driften, habe ich gelesen. Selber ausprobiert habe ich es natürlich nicht, aus dem Alter bin ich raus.

Abgesehen von seiner Grundhärte, die gerade auf Langstrecken eine gewisse Fitness der Passagiere voraussetzt, ist der Subaru ein schöner Alltagswagen. Vier Personen finden gut Platz, der Kofferraum fasst immerhin 460 Liter. Materialisierung und Formensprache des Innenraums sind eher schlicht, haben aber durchaus diesen etwas ungehobelten Charme, den der wilde Japaner ohnehin ausstrahlt – und den seine Fans so an ihm mögen.



«Erstaunlich, dass diese Frage kommt»: Stand-up-Comedian Zuccolini, 44.

MvH trifft

## Claudio Zuccolini

Von Mark van Huisseling — Der Komiker weiss, weshalb Gespräche mit lustigen Leuten oft nicht lustig sind.

Ich hab bereits einige Comedians oder von Beruf lustige Männer befragt, manchmal waren das keine lustigen Gespräche...» – «Das ist schon so. Weil wenn du als Comedian dich beruflich mit dem, was du machst, so intensiv auseinandersetzen musst, wirst du ruhiger [in anderen Lebenslagen]. Man hat auch bereits viel gesehen und gehört. Und wenn dann einer kommt und einen Monica-Lewinsky-Witz erzählt... Es ist erstaunlich, was einem die Leute für Witze erzählen, du denkst: «Das ist nicht wahr...» Zum Teil sind die Witze so alt, das ist, wie wenn du einen alten Kollegen triffst und sagst: «Dich hab ich auch schon lang nicht mehr gesehen.» – «Meinen die Leute, sie müssten eine hohe sogenannte Witzdichte erreichen im Gespräch mit einem Comedian?» – «Ja, ist halt so, wenn du sonst keine Themen hast. Und beim Humor ist's wirklich so wie beim Sport auch: Jeder hat das Gefühl, er könne mitreden, weiss, wie's eigentlich sein müsste.»

Claudio Zuccolini, 44, ist Stand-up-Comedian, «der frechste Stand-up-Comedian der Schweiz» (*Sonntagszeitung*). «Als Moderator, Redakteur und VJ [Videojournalist] bei Tele 24 und beim Schweizer Fernsehen erlangte er überregionale Bekanntheit», steht bei Wikipedia. Seit fast zehn Jahren tritt er mit eigenen, abendfüllenden Humor-Programmen auf; Tourneestart seiner neusten Show mit Namen «iFach Zucco» ist am 25. September in Baden.

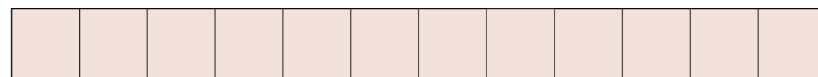
«Jetzt kurz zum Zirkus...» – «Erstaunlich, dass diese Frage kommt.» – «Wart bitte, das hat noch keiner gefragt: Warum hast du's eigentlich gemacht?» (Vergangenes Jahr trat er für ein Gastspiel 250-mal im Circus Knie auf und musste dafür «viel Kritik einstecken» [*Sonntagsblick*].) «Es ist natürlich schon eine Ehre, der Emil hat es auch gemacht, als einer der Ersten. Und es ist aus dem Umstand entstanden, dass es nicht so viele Zirkusclowns gibt, darum nahm man Kabarettisten.» – «Findest du Zirkusclowns lus-

tig?» – «Ich find's schon sehr faszinierend, das ist eine wahnsinnig körperliche Aufgabe; von der beruflichen Sicht her ist es, wie einen Witz zu erzählen ohne Worte... Schon brilliant.» – «Ich find sie nicht lustig, aber Zirkusgäste lieben sie. Deine Programme fand ich lustig, also war mein Umkehrschluss: Es wird schwierig für dich.» – «Ich hatte selber diese Unsicherheit, aber ich hab's probiert. Und die ersten Kritiken waren berechtigt, doch was nachher kam, war einfach schwierig [«Keine Sau hat gelacht», Überschrift eines Interviews mit Rolf Knie in der *Schweizer Illustrierten*].» – «Die upside: 250 Auftritte zu 1000 Franken macht eine Viertelmillion...» – «Natürlich spreche ich hier nicht über meine Gage, aber: 250 Vorstellungen, das ist richtig, verteilt auf sechs Monate, und es ist der Tag, der zählt; dreimal pro Woche gab's Doppelvorstellungen... Natürlich geht man nicht einfach so dorthin, aber es war Lehrgeld, das ich zahlte.»

«Musstest oder wolltest du der Lustige sein als Jugendlicher?» – «Ich hatte das Gefühl, auf der einen Seite, ich müsse. Aber mir kam auch immer etwas in den Sinn, so dass ich das letzte Wort hatte. Ich hab's immer schon geliebt, der Unterhalter zu sein.» – «Wie ist es beziehungsweise – Frauen sagen zwar, Humor sei ihnen wichtig, aber auf die Dauer und beim eigenen Partner?» – «Meine Frau und ich sind seit 1995 zusammen, kennen uns noch länger, von dem her haben wir den ganzen Weg gemacht, bevor ich in dem Bereich tätig war; sie ist mit mir gewachsen. Und ich musste auch nicht allen Humor zusammennehmen, um diese Frau aufzureissen. Jetzt ist es halt so, dass sie von mir immer wieder ungefähr das Gleiche [die gleichen Witze] hört. Das ist aber nicht nur so, wenn man mit einem Komiker zusammen ist, nehm ich an.» – «Immerhin bist du, kann man sagen, erfolgreich verheiratet, hast zwei Kinder. Eines davon, Lilly, 5, sagte: «Ich bin traurig, wenn Papa nicht zu Hause ist, weil's dann nicht lustig ist.» Das weiss ich aus der *Schweizer Illustrierten*...» – «Dadurch, dass ich als People-Journalist gearbeitet hab, kenne ich viele Leute in diesem Bereich. Und wenn ich auf Tournee gehe, biete ich das auch an – es ist wichtig, dass die Leute wissen, dass es etwas Neues [von mir] gibt. Ich hab viele Anfragen, ich bin glücklich, dass ich nicht der bin, der [Redaktoren] anrufen und sagen muss: «Du, ich hätt denn einen neuen Hund oder irgendwas.» Ich hab auch nichts zu verstecken, eigentlich. Und ich versteh nicht, weshalb Leute so ein Theater machen [wenn sie für eine Homestory angefragt werden]. Ich denk, je unwichtiger einer ist, desto mehr Theater macht er.»

Sein liebstes Restaurant: «Das ist eine politische Geschichte. Ich find, nach wie vor, die «Kronenhalle» eines meiner Lieblingsrestaurants. Und die «Bärengasse», aber dort gehst du hin. Und die vom Freddy Burger Management hätten Freude, wenn ich «Sonnenberg» sagen würde.» «Kronenhalle», Rämistrasse 4, Zürich, Tel. 044 262 99 00

1		2		3		4	5		6	7	8		9
						10		11					
12	13		14						15				16
17						18							
	19												
						20			21	22			
23		24		25					26				
27						28				29	30		
31			32		33				34				
		35				36				37			
38									39				
		40							41				



**Lösungswort** — Sie gibt Gott sei dank Christen wie Muslims Halt  
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Sekret ist es schon, doch statt Vertrauliches Flüssiges. 6 Diagnose: temporäre, mentale Funktionsstörung. 10 Bewegung: afghanisch, islamisch und extremistisch bis terroristisch. 12 Dort bedient man sich selbst, gratis ist die Verpflegung aber nicht. 15 Kein Inder, aber schon von augenfälliger Ähnlichkeit. 17 Vom Futtermittel zum Ballaststofflieferant, passend auch zu 35 waagrecht. 18 Mithilfe und Beistand für wirklich allerhand. 19 Er ist, fand Kurt Tucholsky, das Echo der Kunst. 20 Wer von Gran Canaria, Lanzarote u.a.m. spricht, meint diese Provinz. 23 Wäre sie Wahr- und Wirklichkeit, wäre die Welt wohl ein Paradies. 26 Die französische Kopf-Rumpf-Verbindung. 27 Ob die Frau die Beatles entzweite, bleibt letztlich ungeklärt. 28 Der hat wohl einen Vogel, so zu schimpfen. 31 So gesehen dürfen wir es als vollständig bezeichnen. 34 Man könnte sagen: irgendwie fürstlich, die praktischen Gestelle. 35 Viel typischer und berühmter geht's bei dieser Schweizer Speise kaum. 37 Durch Umstellung ergibt sich ein Viereck mit vier gleichlangen Seiten. 38 Da ist wohl einer nur mit sich selber unterwegs. 39 Die alten Ägypter nutzten es, um ihre Töpfe zu glasieren. 40 Ihr Schein macht das Sein vieler Menschen angenehmer. 41 Angeschautes, wie die Griechen es kannten, führte zu Erkenntnis.

**Senkrecht** — 1 Ehre und Profit haben nicht im gleichen Platz, sagt ein Sprichwort. 2 Anhang beim Bauern und das des Kolumbus ergeben ein solches. 3 Der Amerikaner hat es mit tiefer Stimme in musikalische Höhen geschafft. 4 Die Strahlenquelle ist einer. 5 Hauptstadt Ägyptens, 26. Dynastie. 6 Das Netzwerk beschäftigt sich kurz gesagt mit den Alpen. 7 Der der Liebe bedeckt gemäss Jean Paul alle Fehler. 8 Das des alten Jahres liegt vor dem neuen Jahr. 9 Puter, kein Truthahn, sondern das in gesuchtem Ort gesprochene Idiom. 11 Geschriebenes, das belastend wirkt. 13 Heldenhafter Herakles, von Zeus mit ihr gezeugt. 14 Bei der Eigenschaft ist ein Leben ohne Spiegel grauhaft. 16 Gruppe, die auf Biegen und Brechen auf dem Boden bleibt. 21 Aus ihr tritt auch 1 waagrecht. 22 Diese Edition bedeutet Aufwand und Kosten. 23 Er stammt aus der Familie der Süßgräser und schmeckt als Pumpernickel süsslich. 24 Ein Raum, den niemand genau abzuschätzen weiss. 25 Die Singvögel hört man nur mit Einstieg jammern. 29 Der Alchimist, mit Coelho wohl auf du. 30 Ein richtig ... hat fraglos ein ziemlich hohes ... 32 Fernandel: Wer Geld hat, kauft eines. Wer keines hat, stirbt auf andere Weise. 33 Die Droge in homöopathischer Dosierung sorgt beim Schwatz für Schwung. 36 Beiträge in ... müssen noch geschrieben werden. © Fritz Müller - Rätselfactory AG

## Lösung zum Denkanstoss Nr. 383

K	A	B	U	K	I		S	C	H	A	E	R	P	E	
O		U		A	L	T	A	R		D		E	A	T	
R	H	E	S	U	S		G	E	M	E	I	N	D	E	
K	A	B	I	S		D	E	S	E	R	T	E	U	R	
	L		D	A	V	O	R		M		A	G	A	N	
G	O	M	E	L		M		K	O	A	L	A		E	
A	G	E	R		T	I	R	E	R		I	T	A	L	
R	E	I	S	S	E	N		N	A	S	E		V		
A	N	S		P	R	O	M		I	N	E	N	T	E	R
N	E	T	Z	E	R		W	A	D	I		A	N	E	
T		E		K	O	K	S		U	N	I	K	U	M	
	T	R	I	E	R		T	O	M	E		T	E	O	

**Waagrecht** — 1 KABUKI 5 SCHAERPE 11 ALTAR 12 EAT (engl. f. essen, fressen etc.) 13 RHESUS (-faktor, -affe) 16 GEMEINDE 19 KABIS 20 DESERTEUR 21 DAVOR 22 AGAN 23 GOMEL 25 KOALA 26 AGER (Rega) 27 TIRER 28 ITAL 30 REISSEN 32 NASE 34 ANS (franz. f. Jahre) 35 PROMINENTER 39 NETZER 40 WADI 41 (Ban-) ANE 42 KOKS 43 UNIKUM 44 TRIER (die Mosel fliesst durch Trier, Karl Marx wurde dort geboren) 45 TOME (engl. f. Schinken, dickes Buch) 46 TEO

**Senkrecht** — 1 KORK 2 BUEB 3 KAUSAL 4 ILS (franz. f. sie, männl., Mz.) 5 SAGER 6 CRES (grösste Insel der Adria) 7 ADER 8 RENEGAT 9 PADUA 10 ETERNAL (franz. f. ewig) 14 HALOGENE 15 SIDERS 17 MEMORANDUM (wörtl. das zu erinnernde) 18 ITALIEN 20 DOMINO 23 GARANT 24 MEISTER 25 KENIA (Mount Kenya) 27 TERROR 29 AVENUE (franz. f. Prachtstrasse) 31 SPEKE 33 SEINE 36 MWST (Mehrwertsteuer, Nachfolger der WUST) 37 TAKT 38 REMO (urspr. Remus)

**Lösungswort** — **HOMOGENITAET**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

OYSTER PERPETUAL GMT-MASTER II



EINE ROLEX IST WEIT MEHR ALS EINE ARMBANDUHR, SIE IST EINE WERTANLAGE. IM LEIDENSCHAFTLICHEN STREBEN NACH PERFEKTION AUS HOCHWERTIGSTEN MATERI-ALIEN GEFERTIGT, VEREINT SIE EXZELLENT FEINUHRMACHERKUNST UND ZEITLOSE ELEGANZ. SO IST DER WERT EINER ROLEX GENAU SO BESTÄNDIG WIE SIE SELBST.

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63  
beyer-ch.com

  
ROLEX